BIBLIOTEKA
MUZEUM ŚLĄSKIEGO
1091
I

Manfred Kyber

# Unter Tieren

Walter Seifert Verlag

# Unter Tieren

Manfred Kyber

# Unter Tieren

71. bis 80. Tausend

1 9 2 5

Walter Seifert Verlag
Stuttgart-Heilbronn

Nachdruck verboten — Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1922 by Walter Seifert Verlag, Stuttgart-Heilbronn

1091
I

Satz und Druck von Otto Weber in Heilbronn am Neckar

Tiere haben ihre Komik und ihre Tragik wie wir. Sie sind voller Ähnlichkeit und Wechselbeziehung. Die Menschen glauben meist, zwischen ihnen und den Tieren sei ein Abgrund. Es ist nur eine Stufe im Rade des Lebens. Denn alle sind wir Kinder einer Einheit. Um die Natur zu erkennen, muß man ihre Geschöpfe verstehen. Um ein Geschöpf zu verstehen, muß man in ihm den Bruder sehn

# Inhalt


Das patentierte Krokodil . . . . . 9
Der K.d.R. . . . . 27
Jakob Krakel-Kakel . . . . . 34
Onkel Nuckel . . . . . 40
Der große Augenblick . . . . . 74
Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter . . . . . 78
Professor Bohrloch . . . . . 84
Die Haselmaushochzeit . . . . . 90
Lups . . . . . 96
Stumme Bitten . . . . . 102
Auf freiem Felde . . . . . 108
Die leichtsinnige Maus . . . . . 113
Die fünfte, sogenannte feuchte Sinfonie . . 124
Der Mann mit dem schwarzen Gesicht . . 129
Das Faultier . . . . . 138
Unter uns Ungeziefer . . . . . 142
Der Pilger mit dem schleppenden Hinterbein 150
Jeremias Kugelkopf . . . . . 154
Alräunchen
1. Alräunchens Geburt . . . . . 161
2. Die Ansichten des Nußknackers . . 165
3. Müffchen . . . . . 173
4. Habakuk . . . . . 183
5. Alräunchens Gang zu den Schlafenden 189
6. Alräunchens Gang zu den Wachenden 195
7. Ein Ende, das nur ein Anfang ist . 201

# Das patentierte Krokodil

Es war eine Wüste und in der Wüste war ein Fluß und in dem Fluß war ein Krokodil. Es tut mir leid, es zu sagen, aber Krokodile sind nicht beliebt. Nein. Das kommt nicht etwa daher, weil ihre Toilette meist schlammig und salopp ist, oder weil sie unleugbar einen etwas unsympathischen Zug um den Mund haben, denn das sind schließlich Äußerlichkeiten. Die Unbeliebtheit kommt vom Appetit. Das ist in der ganzen Welt so: je größer der Appetit, um so kleiner die Beliebtheit. Liebe und Freundschaft gedeihen nur unter Ausschluß des Appetits, und man versteigt sich sogar so weit, die harmloseste Konversation nur einzugehen unter der engherzigen Bedingung, daß man nicht gefressen oder auch nur angeknabbert wird.

Es ist gewiß einseitig, aber auch begreiflich, denn niemand will, kaum daß ein paar verbindliche Worte gewechselt sind, gleich ohne Hände oder Beine dasitzen, die er doch anderweit benötigt und die ihm schließlich auch gehören. Und so ist man bei jedem, den man verschlucken will, unbeliebt. Da nun das Krokodil auf alles Appetit hat und alles verschlucken will, so ist es auch bei allen unbeliebt. Es schluckt Missionare, Frösche, Neger, Affen und selbst die eigenen Familienangehörigen — alles aus Appetit. Es bekommt ihm auch alles — Gott sei Dank — und es verdaut auch alles, sogar seine Verwandten.

Das Krokodil lag also in dem Fluß, der in der Wüste war, hatte Appetit und war böse. Böse war es nicht, weil es Appetit hatte, sondern weil nichts da war für den Appetit, und da ist jeder böse, nicht nur ein Krokodil, sondern auch die zarteste Dame.

„Wie schön wäre jetzt ein Weißer," sagte das Krokodil und blinzelte in die Morgensonne. „Weiße sind zum Frühstück am besten,

Neger sind besser zum Mittagessen, sie sind öliger und halten länger an. Es ist ein Unterschied wie zwischen Huhn und Ente. Pikant sind Weinreisende, sie haben Wildgeschmack durch den Alkoholgenuß und sind meist gut imstande."

Das Krokodil lächelte wehmütig, wodurch sich der unangenehme Zug um den Mund noch verschärfte, so leid es mir tut, das zu sagen.

„Nicht mal einheimische Küche ist zu haben," fuhr das Krokodil fort und schluckte heißhungrig, „ich wäre schon mit Hausmannskost zufrieden, mit einem Neffen oder einer Nichte. Aber einen Teil hab' ich gegessen, die anderen sind flußabwärts geschwommen, man hat gar kein verwandtschaftliches Gefühl mehr heutzutage. Was nützt da der Appetit?!"

Und das Krokodil bettete seinen hungrigen Magen tiefer in den nassen Schlamm, machte die Augen resigniert zu und gähnte. Dabei hielt es nicht mal die Vordertatze vor den Mund, denn der Mund ist sowieso zu groß

und dann gibt das Krokodil überhaupt nicht viel auf Manieren.

„Ich werde dösen," dachte es — und es döste.

Oben aber auf dem Dattelbaum botanisierte emsig und leise gurrend ein kleiner Makako. Es war ein sehr fröhliches Äffchen, und es freute sich permanent darüber, daß es ein Äffchen war und daß es überhaupt da war. Dazwischen turnte es ein wenig nach der Methode ‚Mein System' oder ‚Wie bekomme ich den schönsten Schwanz, die längsten Arme und die kürzesten Beine?' Dann setzte es sich auf einen Ast und suchte mit größter Aufmerksamkeit nach lästigen Ausländern in seinem Fell und exmittierte sie ohne Unterschied: Männer, Frauen und selbst zarte Kinder. Es war eine mühselige, aber ertragreiche und dankbare Arbeit.

„An drei Stellen zugleich kann ich mich kratzen," sagte der kleine Makako und grinste selbstzufrieden, „mit dem Schwanz und dem einen Bein halte ich mich, was übrig ist, das kratzt. Wie weise ist doch die Natur!"

Der kleine Makako war eben ein sonniges und bescheidenes Gemüt. Mitten in dieser Prüfung seiner Garderobe wurde er jedoch durch das etwas heisere Organ des Krokodils gestört. Das Krokodil hatte nach oben gesehen und das Äffchen bemerkt. „Pst, Sie," rief es, „kommen Sie 'runter, ich will Sie fressen." Es sagte ‚fressen', denn das Krokodil hat keine feine Ausdrucksweise.

Der kleine Makako erschrak furchtbar. „Nein, keinesfalls!" sagte er weinerlich und sein Fell sträubte sich vor Angst, so daß die lästigen Ausländer ganz verstört umherliefen.

„Sie wollen also nicht," fauchte das Krokodil hämisch und pustete bösartig durch die Nasenlöcher. „Gut, ich werde warten, bis der Appetit Sie vom Baum treibt, wenn nichts mehr da ist. Alles im Leben ist Appetit. Ich weiß das."

Der kleine Makako sagte gar nichts mehr, er nahm ein Dattelblatt und schluchzte fassungslos hinein. Wo war nun die Weisheit der Natur, was nützten einem nun die langen Arme und die kurzen Beine, die man

durch ‚Mein System' erzielte, wenn sie verschluckt werden sollten?

„Arroganter Kerl," knurrte das Krokodil und räusperte sich gehässig, „ziert sich, als wäre er ein besonderer Leckerbissen, dabei ist Affenfleisch ganz kommun."

Der kleine Makako war aber gar nicht arrogant, er hatte bloß schreckliche Angst, weil er gefressen werden sollte, und er dachte an Papa und Mama und an des Makakonachbars älteste Tochter, von deren lächelndem Mäulchen er den ersten Kuß bekommen, weil er ihr galant und ritterlich das zarte Fell abgesucht hatte. Und bei solchen Gedanken ist das ganz gleich, ob es ein großer Mensch ist oder eine kleine, zitternde Affenseele — und bei vielem anderen übrigens auch. Aber es gibt etwas auf der Welt, das sich dazwischen armer, geängstigter Geschöpfe erbarmt, und es erbarmte sich auch des kleinen Äffchens. Grad' als der Makako zum zweiten Dattelblatt griff und hineinheulte, war ihm, als umschlänge ihn ein Affenschwanz, und eine Stimme flüsterte ihm

einen Gedanken zu — es konnte Mama oder Papa sein oder des Nachbars Älteste. Der Gedanke war so schön, daß der kleine Makako sofort aufhörte zu heulen, sein Fell legte sich wieder und sein Fratzchen nahm den Ausdruck unsagbarer Heiterkeit an, der Heiterkeit, die so besonders hübsch ist, wenn sie ein häßliches Gesicht verklärt.

„Pst, Sie," äffte der kleine Makako das Krokodil nach und warf ihm Dattelkerne auf den Kopf. „Sind Sie denn auch patentiert?"

Wie viele sind so! Kaum geht's ihnen gut, so schmeißen sie mit Dattelkernen. Das ist menschlich, und die Affen haben ja so etwas Menschliches.

„Wieso patentiert?" fragte das Krokodil mißtrauisch, „ich will Sie fressen, und das werde ich auch tun."

Das Äffchen kreuzte die langen Arme über der Brust und sah überlegen auf das Krokodil herab. „Alle anständigen Leute in der Wüste werden jetzt patentiert," sagte es, „sonst ist man nicht fair. Aber man muß was haben, was andere nicht haben."

„Dich will ich bald haben," dachte das Krokodil ärgerlich, aber die Sache ging ihm im Kopf herum, denn es wollte gern fair sein. Da ein Krokodilgehirn nicht groß ist — je größer das Maul, um so kleiner das Gehirn — war seine Denkkraft bald erschöpft. „Wo kann man denn patentiert werden?" fragte es.

„Beim Wüstenpatentkomitee. Das ist ein Bureau."

Das Krokodil besann sich. „Wie komme ich da am besten hin?" erkundigte es sich, „vorausgesetzt, daß es nicht weit ist, und daß Sie hier warten. Darauf muß ich mich verlassen können."

„Sicher," sagte das Äffchen und rieb sich die Hände vor Vergnügen, „das Bureau ist, wie alle Bureaus, in der Wüste. Guten Erfolg, hoffentlich reüssieren Sie!"

Das Krokodil krabbelte ans Ufer und trottete langsam in die Wüste hinein. Nach einer Weile kam es an eine Bretterbude, da dachte das Krokodil: ‚Aha.' Wie viele haben schon ‚Aha' gedacht, aber es war

nichts dahinter. Diesmal aber war es doch richtig, denn auf der Bude stand in großen Lettern: Wüstenpatentkomitee G. m. b. H. (Gesellschaft mit besondrer Hinterpfote). Eben verließ das Rhinozeros mit freundlichem Kopfnicken das Lokal und das Krokodil trat ein und stand vor dem Komitee.

Das Komitee bestand aus dem Kamel, dem Marabu und dem Panther. Das Kamel hatte die Akten zu führen und sonstige Schreiberdienste zu verrichten, es ließ mit subalterner Miene die Unterlippe hängen und trug das allgemeine Wüstenehrenzeichen um den Hals, eine kleine Tretmühle in den Landesfarben. Der Marabu hatte keine Haare auf dem Kopf und war juristischer Beirat, und der Panther als Vertreter der Behörde saß an einem Tisch und manikürte seine Pfoten.

Als das Krokodil sah, daß das ganze Komitee eßbar war, klappte es vor Appetit mit den Kinnbacken.

„Hören Sie doch auf zu klappen!" schrie der Panther gereizt, „macht einen ja nervös!"

Das Krokodil ärgerte sich, aber es wollte gern ein Patent haben, und so legte es bescheiden und leise die obere Kinnlade auf die untere.

„Was wünschen Sie?" fragte das Kamel und schob die subalterne Unterlippe nach oben.

„Ich will patentiert werden."

„Und woraufhin?"

„Das ist mir ganz egal. Auf meinen Appetit."

„Lachhaft," murmelte der Panther, „haben ja alle."

„Dann auf mein großes Maul," sagte das Krokodil eingeschüchtert und sperrte den Rachen empfehlend auf.

„Ihr pp. Maul ist recht groß, wie wir es hier in loco sehen," meinte der Marabu als juristischer Beirat, „aber damit stehen Sie nicht allein da. Die meisten Menschen haben ein viel größeres."

Das Krokodil weinte zwei von den bekannten Krokodilstränen und glotzte ratlos

und dösig auf das eßbare Komitee. Schließlich wurde es aber böse und schlug den Schuppenschwanz erregt hin und her. „Ich will aber patentiert werden!“ schnappte es asthmatisch vor Ärger.

„Ruhe! Sonst werden Sie 'rausgeschmissen!“ brüllte der Panther und schlug mit der Pfote auf den Tisch.

„Jawohl, Ruhe!“ blökte das Kamel und ließ die subalterne Unterlippe devot hängen, indem es diensteifrig nach dem Panther schielte.

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf,“ kakelte der Marabu höflich und beschwichtigend, „so würde ich Ihr Gebiß patentieren lassen. Soweit ich es übersehen konnte, als Sie Ihr wertes Maul öffneten, ist es von achtbaren Dimensionen und jedenfalls einzig in seiner Art. Es ließe sich als Fleischhackmaschine registrieren.“

„Also dalli,“ sagte der Panther, zum Kamel gewandt, und strich sich die Schnauze, „lesen Sie das Register vor.“

Das Kamel las eintönig, mit blökender

Stimme, da es der Meinung war, es käme einem Unterbeamten nicht zu, ein Wort eigenmächtig besonders zu betonen. „Patent Nr. 1. Der Brillenschlange für eine Brillenzeichnung auf dem Kopfe. Abteilung optische Artikel. Patent Nr. 2. Dem Känguruh für eine Beuteltasche auf dem Magen. Abteilung Galanteriewaren. Patent Nr. 3. Dem Rhinozeros für ein Horn auf der Nase. Abteilung Bijouterie."

„Sie können nun zwischen einem englischen und einem deutschen Patent wählen," wandte sich der Marabu an das Krokodil, „auf dem englischen steht drauf ‚made in Germany' und auf dem deutschen ‚façon de Paris'."

„Welches ist denn besser?" fragte das Krokodil mißtrauisch.

„Das ist lediglich Geschmackssache," sagte der Marabu, „das Känguruh zum Beispiel wählte das englische Patent mit Rücksicht auf die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Australiens, während das Rhinozeros, das nur auf Schick etwas gibt,

sich ohne Besinnen für façon de Paris entschieden hat."

„Ich will alle beide haben," sagte das Krokodil.

„Das geht nicht," meinte der Marabu und zuckte bedauernd die Flügel, „aber ich würde Ihnen, da es sich um eine Fleischhackmaschine handelt, zum englischen Patent raten . . ."

„Also Schluß!" brüllte der Panther, „schreiben Sie: Patent Nr. 4. Dem Krokodil für eine Fleischhackmaschine — im Maul — äh — Abteilung Küchengeräte. Guten Morgen!"

Mit diesen Worten stand der Panther auf, nahm den Schwanz vorschriftsmäßig über die Pfote und verließ schnurrend das Lokal, denn die Bureaustunden waren zu Ende.

Das Kamel fertigte das Diplom aus und der Marabu übergab es dem Krokodil mit einigen ermahnenden Worten. „Seien Sie recht vorsichtig," sagte er, „Diplome sind etwas rein Dekoratives, sie sind auf so-

genanntem autosuggestiven Wege aus dem überaus zähen und gänzlich unverdaulichen Stoff der Tradition hergestellt — ein übrigens internationales Verfahren — also verschlucken Sie es ja nicht. Ich empfehle mich Ihnen." Und der juristische Beirat frühstückte einen langen Wurm, den ihm seine Frau in Butterbrotpapier eingewickelt hatte. Marabus lebten in der Nähe einer europäischen Niederlassung und waren schwer kultiviert. Daher das Butterbrotpapier und die juristischen Kenntnisse.

Als das Krokodil den juristischen Beirat frühstücken sah, wurde ihm ganz schwach. Es nahm behutsam sein Diplom zwischen die Zähne und trottete eiligst ab, dem Flußufer zu, um den kleinen Makako zu fressen. Aber das Äffchen war nicht mehr da.

„Wie unzuverlässig doch heutzutage die Leute sind!" dachte das Krokodil, „kein Wunder, daß man das Alte und Gute patentiert." Und es blies sich ganz dick auf vor Stolz und kroch mitten in den Schlamm hinein.

So lag es Stunden. Indes war es

Abend geworden, und es sammelte sich viel Publikum im Fluß und an den Ufern, um Abendbrot einzufangen.

„Warum speisen Sie nichts, Herr Kollege?“ fragte ein kleiner Alligator das Krokodil im Vorbeischwimmen. Er sah satt und zufrieden aus und schluckte mit jovialer Miene an den Resten eines Angehörigen.

Das Krokodil konnte schwer sprechen. „Ich bin patentiert,“ lispelte es hochmütig, „ich kann nicht essen, ich habe mein Diplom im Maul. Dafür bin ich jetzt fair.“

„Ich für mein Teil bin lieber satt,“ meinte der kleine Alligator, „aber Sie sehen ja aus, als hätten Sie seit heute früh nichts zu sich genommen. Das gesunde Grün Ihrer Gesichtsfarbe ist förmlich grau geworden. Legen Sie doch Ihr Diplom ans Ufer und speisen Sie zu Abend.“

Das Krokodil kämpfte innerlich — der Appetit war furchtbar. „Nein,“ lispelte es schließlich mühsam, „am Ufer stehlen es mir die Affen.“

„Dann spucken Sie's einfach aus!“ sagte

der kleine Alligator frech, „wozu brauchen Sie denn ein Diplom? Wenn man ein Diplom nur immer im Maul haben kann, soll man lieber darauf verzichten, sonst kann man nichts mehr fressen und wird zum Schluß selbst gefressen und noch dazu ausgelacht." Das ist eine große Lebensweisheit, aber sie bezieht sich natürlich nur auf Krokodile.

Das Krokodil blieb unbeweglich. Es behielt sein Diplom im Maul und glotzte den Vetter böse und hungrig an.

„Wenn Sie denn schon Ihr Diplom im Maul behalten," fuhr der Alligator fort, „so gestatten Sie vielleicht, daß ich Ihre Hintertatze zum Nachtisch esse."

Das Krokodil drehte sich vor Angst und Wut um sich selbst herum, und in dieser Angst und Wut verschluckte es sein Diplom. Da wurde ihm sehr übel, so übel, wie ihm noch nie gewesen war — und in tiefer Ohnmacht schwamm es flußabwärts, wobei es vom Alligator und anderen teilnehmenden Verwandten aufgegessen wurde.

Damit endet diese traurige Geschichte.

Nur eine Familienanzeige habe ich noch hinzuzufügen: der kleine Makako hatte sich inzwischen mit des Nachbars Ältester verlobt. Sie waren ein glückliches Brautpaar und hatten gleich am Tage darauf eine garden-party im Kreise der Angehörigen unternommen, natürlich begleitet von einer Ehrenäffin, denn die Affen haben etwas sehr Menschliches, wie jeder weiß. Dabei erfuhren sie den Tod des patentierten Krokodils. Ein ganz alter Affe meldete ihn, und er sagte ‚ja, ja' dazu. Das sagte er immer, und darum galt er für sehr klug. Der kleine Makako freilich wußte mehr davon, denn er hatte ja das verblichene Krokodil persönlich gekannt, so persönlich, daß es ihn fast gefressen hätte. Und das ist die persönlichste Bekanntschaft, die man machen kann. Und da die dame d'honneur gerade auf einen Dattelbaum geklettert war und fraß — sie fühlte keine Liebe mehr und fraß daher doppelt — so erzählte der kleine Makako seiner Liebsten die ganze gräßliche Geschichte.

„Laß dich ja niemals patentieren,

Makchen," sagte die Kleine und umschlang ihn mit ihrem Schwanz.

„Nein, niemals," sagte Makchen und suchte liebevoll und emsig im Fell seiner Braut.

# Der K. d. R.

Die Regenwürmer hatten einen Kongreß einberufen.

Es war ein moderner Kongreß. Darum hieß er nicht der Kongreß der Regenwürmer, sondern der K. d. R.

Der K. d. R. tagte im Garten an einer recht staubigen Stelle. Es wurden nur Fragen der Bodenkultur erörtert. Weiter geht der Horizont der Regenwürmer nicht. Sie kriechen auf der Erde und essen Erde. Es sind arme bescheidene Leute, aber sie sind nützlich und notwendig. Die Erde würde ohne sie nicht gedeihen. Ihre Arbeit muß verrichtet werden.

Es war Abend. Die Dämmerung lag auf den Wegen, auf denen der K. d. R. zusammengekrochen war.

Ein langer alter Regenwurm hatte den Vorsitz übernommen. Er besprach Fragen lokaler Natur, die Bodenverhältnisse des Gartens, in dem man arbeitete. Es waren erfreuliche Resultate.

„Wir sind schon recht tief in die Erde eingedrungen," sagte der Präsident des K. d. R. „Wir haben viele Erdschichten an die Oberfläche befördert, von denen niemand vorher etwas wußte. Wir haben sie zerlegt und zerkleinert. Aber die Erde scheint noch tiefer zu sein, als wir dachten. Sie scheint noch mehr zu bergen, als wir heraufgeschafft haben. Wir müssen fleißig weiter überall herumkriechen und Erde essen. Es ist eine große Aufgabe. Damit schließe ich den K. d. R."

Er ringelte sich verbindlich.

Der offizielle Teil des K. d. R. war erledigt.

Man bildete zwanglose Gruppen mit Nachbarn und Freunden und sprach über die Praxis der Gliederbildung. Man wollte allerseits lang werden. Darin sah man den

Fortschritt. Neue Methoden hierfür waren stets von Interesse.

„Die allerneueste Methode, lang zu werden," sagte ein junger Regenwurm, „heißt ‚Ringle dich mit dem Strohhalm'. Das stärkt die Muskeln und zieht die Glieder auseinander. Sehen Sie — so!"

Er tastete nach einem Strohhalm und demonstrierte die neue Methode energisch und mit Überzeugung. Dabei stieß er an etwas an. Er fühlte, daß es rauh und haarig war.

„Nanu, was ist denn das? Das hat ja Haare und bewegt sich!"

Er ringelte sich ängstlich vom Strohhalm los.

„Verzeihen Sie, ich war so müde. Da habe ich mich auf den Strohhalm gesetzt," sagte das Etwas mit Haaren.

„Wer sind Sie denn?" fragte der Regenwurm und kroch vorsichtig wieder näher.

„Ich bin Raupe von Beruf. Ich hätte mich gewiß nicht auf den Strohhalm gesetzt,

aber ich bin so sehr müde. Ich habe einen so langen Weg hinter mir. Ich bin immer im Staub gekrochen. Nur selten fand ich etwas Grünes. Ich bin ein bißchen schwächlich, schon von Kind an. Es ist auch so angreifend, bei jedem Schritt den Rücken zu krümmen. Jetzt kann ich nicht mehr. Ich bin zu müde. Sterbensmüde."

Die Raupe war ganz verstaubt und erschöpft. Ihre Beinstummel zitterten.

Der gesamte K. d. R. kroch teilnahmsvoll heran.

„Sie müssen sich stärken," sagte ein Regenwurm freundlich. „Sie müssen etwas Erde zu sich nehmen."

„Nein, danke," sagte die Raupe, „ich bin zum Essen zu müde. Mir ist überhaupt so sonderbar. Ich will nicht mehr auf der Erde kriechen."

„Aber ich bitte Sie," sagte der Präsident des K. d. R. „Das ist das Leben, daß man auf der Erde kriecht und Erde ißt. Wenn man das nicht mehr kann, stirbt man.

Man soll aber leben und recht lang werden. Ich kann Ihnen verschiedene Methoden empfehlen. Es ist Makrobiotik."

„Ich glaube, daß man nicht stirbt," sagte die Raupe. „Wenn man zu müde ist und nicht mehr auf der Erde kriechen kann, verpuppt man sich und nachher wird man ein bunter Falter. Man fliegt im Sonnenlicht und hört die Glockenblumen läuten. Ich weiß nur nicht, wie man es macht. Ich bin auch viel zu müde, um darüber nachzudenken."

Die Regenwürmer ringelten sich aufgeregt und ratlos durcheinander.

„Fliegen? — Sonnenlicht? — Was heißt das? — So was gibt's doch gar nicht! — Sie sind wohl krank?"

„Sie gebrauchen solche kuriosen Fremdworte," sagte der Präsident des K. d. R. „Ihnen ist einfach nicht wohl!"

Die Raupe antwortete nicht mehr. Sie war zu müde. Sterbensmüde. Sie klammerte sich an den Strohhalm.

Dann wurde es dunkel um sie.

Aus ihr heraus aber spannen sich feine Fäden und spannen den verstaubten sterbensmüden Körper ein.

„Das ist ja eine schreckliche Krankheit," sagten die Regenwürmer.

„Es ist ein Phänomen," sagte der Präsident des K. d. R. „Wir wollen es beobachten."

Einige Kapazitäten nickten zustimmend mit den Kopfringeln.

Es vergingen Wochen. Der Präsident des K. d. R. und die Kapazitäten krochen täglich an das Phänomen heran und betasteten es. Das Phänomen sah weiß aus. Es war ganz versponnen und lag regungslos am Boden.

Endlich, in der Frühe eines Morgens, regte sich das versponnene Ding. Ein kleiner bunter Falter kam heraus und sah mit erstaunten Augen um sich. Er hielt die Flügel gefaltet und verstand nicht, was er damit sollte. Denn er hatte vergessen, daß er eine Raupe gewesen war, und hatte vergessen, was er als Raupe geglaubt und gehofft

hatte — und wie müde er gewesen war, sterbensmüde . . .

Die Flügel aber wuchsen im Sonnenlicht. Sie wurden stark und farbenfroh.

Da breitete der Falter die Schwingen aus und flog weit über die Erde ins Sonnenlicht hinein.

Die Glockenblumen läuteten.

Unten im Staube tagte der K. d. R.

Man hatte die leere Hülle gefunden und alle Kapazitäten waren zusammengekrochen.

„Es ist nur ein Mantel," sagte die erste Kapazität enttäuscht.

„Die Krankheit ist allein zurückgeblieben," sagte die zweite Kapazität.

„Der Mantel war eben die Krankheit," sagte die dritte Kapazität.

Hoch über ihren blinden Köpfen gaukelte der Falter in der blauen sonnigen Luft.

„Nun ist es ganz tot," sagten die Regenwürmer.

„Resurrexit!" sangen tausend Stimmen im Licht.

# Jakob Krakel-Kakel

Jakob Krakel-Kakel war schon ein alter Rabenvater. Aber — dem Himmel sei es geklagt — er machte noch immer Seitenflüge. Besonders häufig traf er sich in einer Felsengalerie mit seiner Nichte, der Nebelkrähe. Er schwärmte so für aschblonde Federn. Da saß er und schnäbelte, statt sich die Felsenbilder zu besehen, wie es ehrbare Leute tun. Denn dazu sind die Felsengalerien da, wie jeder weiß. Die Felsen blieben freilich ungerührt, aber sonst war es betrübend.

„Krah," sagte Jakob Krakel-Kakel und ließ sich elegant auf den Rand seines Nestes niedergleiten.

„Jakob," sagte Frau Krakel-Kakel, die häuslich auf ihren Eiern saß, „Jakob, wo sind die bestellten Regenwürmer?"

„Regenwürmer sind dieses Jahr sehr schwer zu beschaffen. Ich fand nichts als einen Engerling, den ich im Versehen verschluckte."

Jakob Krakel-Kakel hatte Übung in solchen Dingen.

„Jakob, wo warst du?" fragte Frau Krakel-Kakel.

„Ich sagte es dir schon," sagte Jakob Krakel-Kakel, „ich habe alle Felder abgesucht. Ich bin erschöpft. Außerdem bin ich erkältet."

„Du bist eher erhitzt," sagte Frau Krakel-Kakel. „Jakob — hat nicht deine Nichte, die Nebelkrähe, aschblonde Federn auf der Brust?"

„Was wird sie haben," sagte Jakob Krakel-Kakel, „sie wird schon aschblonde Federn haben."

„Jakob," sagte Frau Krakel-Kakel, „du hast eine aschblonde Feder auf deinem Rock."

„Ich werde eben grau," sagte Jakob Krakel-Kakel, „es ist kein Wunder."

Er putzte sich die Feder fort.

„Jakob — kakle die Wahrheit! Du bist polygam. Pfui!“

Jakob Krakel-Kakel senkte schuldbewußt den großen Schnabel. In der Tiefe seiner Rabenseele aber war er wütend und beschloß, Rache zu nehmen — Rabenrache!

„Krah,“ sagte Jakob Krakel-Kakel und flog davon.

Er flog zum Kuckuck.

„Ich habe gehört, daß Sie Ihre Eier vergeben. Ich will eins haben.“

„Mit Vergnügen,“ sagte der Kuckuck.

„Mehr als einen oder höchstens zwei Regenwürmer möchte ich nicht anlegen,“ sagte Jakob Krakel-Kakel, „ich bin verheiratet und kann mir keine Extravaganzen gestatten.“

„Oh bitte, das genügt vollkommen, ich tue es überhaupt nur aus reiner Vogelfreundlichkeit,“ sagte der Kuckuck.

„Ich will das Ei dann gleich mitnehmen,“ sagte Jakob Krakel-Kakel.

„Das geht nicht," sagte der Kuckuck pfiffig. „Eierlegen ist eine produktive Tätigkeit. So was ist doch nicht vorrätig. Man braucht Stimmung dazu. Das müßte solch ein alter Vogel doch eigentlich selbst wissen."

Jakob Krakel-Kakel tat, als wisse er das nicht.

„Wann kann ich es mir holen?" fragte er.

„Ich liefere es Ihnen loco Rabennest," sagte der Kuckuck zuvorkommend.

„Das tun Sie lieber nicht," sagte Jakob Krakel-Kakel, „Sie könnten da auf ungeahnte Schwierigkeiten stoßen. Ich hole es mir selbst ab."

Nach einigen Tagen flog Jakob Krakel-Kakel von hinten auf seine Frau zu. Er hatte ein Ei im Schnabel und schob es ihr vorsichtig ins Unterrockgefieder. Dann segelte er von dannen — ruchlos krächzend.

Nach einer kurzen Weile kam er wieder und setzte sich auf den Nestrand. Er sagte nicht einmal ‚Krah' zur Begrüßung und

kehrte seiner Frau den Rücken zu. Dann wandte er den Schnabel und sprach über die Schulter.

„Lea," sagte er, „was ist das für ein Ei?"

„Was werden es für Eier sein," sagte Frau Krakel-Kakel, „unsere Eier — Raben-eier."

„Lea — kakle die Wahrheit! Du hast ein fremdes Ei im Nest!"

„Ach, du meinst das kleine, das du mir heute zugesteckt hast?" sagte Frau Krakel-Kakel. „Das hab ich ausgetrunken. Es war doch eine Aufmerksamkeit für die bestellten Regenwürmer, die du vergessen hast? Nicht wahr?"

Jakob Krakel-Kakel war zumut, als müsse er selber Eier legen.

„Natürlich," sagte er und sah seine Frau mit Rabenaugen an. Er tat es nicht lange. Frau Lea Krakel-Kakel hatte einen Zug um die Schnabelwinkel — einen Zug, den man niemand beschreiben kann, der ihn nicht kennt.

Jakob Krakel-Kakel wurde hundert Jahre alt. Den Zug vergaß er nie. Er hat auch auf dem tadellos schwarzen Rock nie wieder eine aschblonde Feder gehabt.

Und das heißt: er hat sie sich stets vorher sorgsam abgeputzt.

# Onkel Nuckel

Onkel Nuckel war ein Karnickel. Darum spielt auch die Geschichte von Onkel Nuckel in Karnickelkreisen, und zwar in den besseren, den gutsituierten — wir begegnen hier lauter Leuten, die satt sind, die ein soigniertes Fell haben und in komfortablen Höhlen wohnen. So war Onkel Nuckel, so war seine engere Familie und die ganze Kolonie und all das war das Werk seiner Pfoten. Denn es war nicht immer so gewesen — oh nein! Onkel Nuckel hatte ganz klein angefangen, jeder Schritt seines Lebens war mühsam erhupft, er hatte Hunger, Nässe und Kälte kennen gelernt und hatte oft mit klappernden Zähnen das letzte Radieschenblatt bekümmert verschluckt. Und dazu die vielen, vielen Kinder — Tante Nuckel war so fruchtbar! Es war schwer, sehr schwer. Aber

Onkel Nuckel war ein Charakter, ein hochachtbares Karnickel. Er ließ die Ohren nicht hängen, sondern stand allezeit auf den Hinterbeinen dem Schicksal gegenüber und meisterte es mit schwieliger Pfote!

Onkel Nuckel ist ein Vorbild, dem man nachhupfen sollte, und darum erzähle ich diese Geschichte.

Onkel Nuckel war das Kind kleiner, ärmlicher Karnickelleute und hatte eine liebereiche, aber salatarme Jugendzeit. So kam es, daß er auch bei seiner Heirat mehr auf Liebe als auf Salat gab. Das war groß und erhaben, denn Liebe ist groß und erhaben, Salat aber ist das nicht. Onkel Nuckel heiratete ein Kaninchen aus sehr alter, aber gänzlich mittelloser Familie. Das war Tante Nuckel — eine geborene von Döskopp. Sie hatte viel Gemüt, sehr viel und liebte Onkel Nuckel heiß und innig, ihre Aussteuer jedoch bestand nur aus einer Haselnuß. Diese war ein altes Familienerbstück und die Familie der Karnickelbraut tat sehr gewichtig und geheimnisvoll damit, eben weil

es doch ein Familienerbstück war. Es hatte eine Bewandtnis damit — man wußte freilich nicht welche, aber eine Bewandtnis ist viel wert, wenn kein wirkliches Futter vorhanden ist und mit einer Bewandtnis kann man immerhin schon die alte Familie repräsentieren. Am Hochzeitstage sollte die Bewandtnis aufgeknackt werden und Tante Ruckels Verwandte murmelten dabei was von einer alten vornehmen Tradition. Onkel Ruckel war die Sache peinlich, von Traditionen wird selbst ein Karnickel nicht satt und außerdem konnte niemand die Nuß aufknacken.

„Das ist das Alter, das ist vornehm," sagten Tante Ruckels Verwandte.

Endlich bat man eine Eichkatz darum, mit der man auf nachbarlichen Pfoten stand, die man aber nicht eingeladen hatte, weil sie arg mit ihrem Schwanz kokettierte und überhaupt ihre prunkvolle Toilette empörend zur Schau trug. Sie nahm die Nuß in die Pfötchen und knackte sie im Nu, mit der routinierten Geschäftsmäßigkeit, wie sie nur

der Beruf verleiht. Aber die Nuß war hohl. Bewandtnisse sind meist hohl. Man war allgemein chokiert und bewegte verlegen die Ohren.

„Das ist das Alter, das ist vornehm," sagten Tante Nuckels Verwandte.

Tante Nuckel selbst war es furchtbar unangenehm und sie errötete tief — auf der Schnauzenspitze natürlich, denn sonst wo anders kann ein Karnickel nicht erröten.

„Es kostet einen Tannenzapfen," sagte die Eichkatz rücksichtslos.

Tante Nuckels Vater nahm sie beiseite und bat sie, den Tannenzapfen einstweilen zu kreditieren. Bei einer so guten Familie könne sie sicher sein, daß sie den Tannenzapfen richtig erhielte.

„Ach was, gute Familie," knurrte die Eichkatz, „ich hole mir nächstens den Tannenzapfen und wenn ich statt des Tannenzapfens nur die gute Familie treffe, dann setzt's was um die langen Ohren!"

Sie zeigte ihre Krällchen.

Das Karnickel schwieg pikiert. Was soll

man sagen zu solchen Manieren, wenn man ein vornehmes Karnickel ist und einen dunklen Fleck auf dem Kopf hat, grad' auf dem Gehirn! Das hatten alle Verwandte Tante Nuckels und auch Tante Nuckel hatte ihn. Das war die Vornehmheit. Dieser dunkle Fleck auf dem Kopf wurde sehr gepflegt, denn er war das Kennzeichen der Familie von Döskopp. Darum lernten auch alle von Döskopps nichts, aus Furcht, der dunkle Fleck auf dem Kopf könne verschwinden. Einmal nämlich war dieser traurige Fall wirklich eingetreten, und zwar grade durch die ja auch sonst so gefährliche Bildung. Dabei hatte das betreffende Karnickel der Familie von Döskopp nicht einmal viel gelernt, sondern nur grade den allerbescheidensten Anfang der gefährlichen Bildung, nämlich den Satz, daß die Welt größer ist als ein Kaninchengehege. Aber dieses verderbliche Wissen hatte schon genügt, der dunkle Fleck verschwand und kam trotz aller Versuche der verzweifelten Familie und trotz aller Pfotenmassage nicht wieder. Die

Ansicht, daß das eigne Kaninchengehege die Welt sei, ist eben die unerläßliche Vorbedingung für den dunklen Fleck auf dem Kopf, was ich zur Warnung aller von Döskopps feststellen muß, auch wenn es keine Kaninchen sind. Seitdem war ein so scheußliches Familienereignis nicht wieder eingetreten, denn man kannte ja nun die Gefahr der Bildung für den dunklen Fleck auf dem Kopf und vermied sie gänzlich.

Die Eichkatz hatte inzwischen gar keine Antwort abgewartet, sondern war an einem Baum hochgegangen. Sie lachte dazu ihr eigentümlich schnalzendes Lachen, das — wir wollen gerecht sein — wirklich etwas leichtfertig klingt. Dabei glänzte ihr Fellchen in der Sonne und ihr Schwanz sträubte sich kokett, unsagbar kokett . . .

Dem Karnickel von Döskopp senior wurde blümerant. „Demimonde," murmelte er und rieb sich den dunklen Fleck auf dem Kopf.

Das war die Hochzeit von Onkel Nuckel und Tante Nuckel.

— — — — — —

Onkel Nuckel und Tante Nuckel gingen nun auf die Wanderschaft.

„Wir gehen nach Amerika," sagte Onkel Nuckel, „es soll allerdings Wasser und so allerlei dazwischen sein, aber Herr Schlups, der Biber, hat mir eine Empfehlung mitgegeben. Wo Wasser dazwischen ist, geht's nicht ohne Empfehlung. Die geb ich einem Biber ab, der da lebt, wo das Wasser anfängt. Dann baut er uns ein Boot und zwei Radieschen nehmen wir auch mit. Herr Schlups wäre selbst nach Amerika gegangen, wenn nicht eine Kleinigkeit dazwischengekommen wäre."

Tante Nuckel seufzte. Erstens wußte sie wegen des dunklen Flecks auf dem Kopf überhaupt nicht, was Amerika war, und zweitens bekam ihr das Wandern nicht gut. Aber sie hielt tapfer mit, Tage und Wochen, vier ganze lange Wochen, wenn sie auch heimlich wünschte, es käme auch was dazwischen, wie bei Herrn Schlups — irgend eine Kleinigkeit. Das kam auch und es waren

sogar acht Kleinigkeiten. Tante Nuckel legte sich hin und bekam acht Kinder.

Onkel Nuckel legte sich natürlich nicht hin, aber er setzte sich. Denn bei solch einem Ereignis ist es für den Vater das einzig Mögliche, sich vorläufig einmal hinzusetzen. Er setzte sich also, legte die Ohren zurück und dachte nach.

„Mit acht Kindern kann ich nicht nach Amerika," dachte er sehr richtig, „also muß ich hierbleiben und zwar dauernd, denn Tante Nuckel kriegt wieder Kinder und diese Kinder kriegen Kinder und deren Kinder kriegen Kinder ... und zwar schnell, sehr schnell ..." Oh, Onkel Nuckel wußte das. Es verschwamm ihm vor den Augen und er sah lauter kleine Ohren, die sich hin und her bewegten, immer eins gerade und eins schief, so wie seine Ohren, oh, ganz genau so ... ein ganzes Feld von Ohren — aber kein Feld, von dem man ernten kann.

Doch es war nur eine Anwandlung, die viele nachfühlen werden. Onkel Nuckel war kein Karnickel, das untätig die Pfoten faltet.

Er sprang mit einem Satz auf und grub eine Höhle, daß ihm der Sand um die Löffel flog. Noch bis zum Abend möblierte er sie mit weichem Moos und ähnlichen Dingen des allernötigsten Komforts, so daß die vervielfachte Familie sich nachts schon beruhigt aufs Ohr legen konnte, was für Karnickel wegen der Beschaffenheit dieses Organes besonders weich und angenehm ist. Nur Onkel Ruckel schlief nicht. Selten schlafen Väter in solchen Fällen.

So stand er morgens schon sehr zeitig auf und suchte mit übernächtigen Augen und nervös heißer Schnauze nach Lebensunterhalt. Es war ein schwerer, sorgenvoller Gang, noch dazu in fremder Gegend, wo man die Gefahren nicht kannte. Onkel Ruckels kleines Herz schlug ängstlich, er äugte nach allen Seiten und bewegte die Ohren. Oft blieb er stehen und ruckelte kummervoll vor sich hin.

Aber seine Pfoten waren schon manchen schweren Gang gehupft und Onkel Ruckel wäre kein tapferes self-made-rabbit gewesen, wenn nicht das Rammlerbewußtsein die

Oberpfote gewonnen hätte. So machte er noch ein paar gewaltige Sätze ins Unbekannte und befand sich plötzlich an einer großen Mauer. Er schnüffelte emsig an den bröckligen Steinen entlang und entdeckte bald ein Loch, das, ungefähr drei Ohrenlängen groß, ihn bequem durchschlüpfen ließ. Was Onkel Ruckel nun sah, durchrieselte ihn mit einem tiefen Glücksgefühl von der Nase bis ins Schwänzchen und die nervös heiße Schnauze bekam wieder die normale kühle Temperatur, die sie als Schwammgebilde zu beanspruchen hat.

Was Onkel Ruckel sah, war wundervoll: Salat, Salat und nichts wie Salat, nur dazwischen noch einige Radieschenbeete. Essen, reichliches Essen für sich, für Tante Ruckel und seine acht Kinder und noch für viel, viel mehr Kinder, für eine ganze Kolonie kleiner ruckelnder Leute — oh, Onkel Ruckel traten die Tränen in die Augen und er wischte sich gerührt mit der schwieligen arbeitsharten Pfote über die Nase, die schon Kummerfalten aufwies, trotzdem Onkel Ruckel

noch in den rüstigsten Rammlerjahren stand. Aber nun würde alles gut werden. Tante Ruckels Wochenmoosbett würde glänzend verlaufen und viele Wochenmoosbetten nach sich ziehen und die Kinder würden Kinder kriegen und alles würde eine große, unabsehbare, befellte Multiplikation sein! . . . Und all das würde satt sein, satt und dankbar. So dankbar, wie Onkel Ruckel es war.

Die Dankbarkeit des Geschöpfes ist das beste Gebet und diese Gebete sind wirkliche Religion, denn ihre Kirche ist die Natur und ihr Altar sind Gottes Himmel und Gottes Sonne. Und über all dem Salat und der Dankbarkeit des kleinen Kaninchens schien eben die Sonne, die die Sonne aller Geschöpfe ist.

— — — — — —

Onkel Ruckel stärkte sich erst mal etwas und nahm einen flüchtigen Lunch ein. Die Blätter waren exquisit und dabei durchaus verschieden im Aroma. Die Hauptmahlzeit wollte er erst im Kreise der Familie schlucken, denn Onkel Ruckel hatte, wie wir

wissen, eine durch und durch anständige Gesinnung.

Dann prüfte er das Terrain auf seine architektonischen Werte für Tiefbau, aber es erwies sich als zu locker. Zur dauernden Wohnung ist im Ueberfluß der Boden stets zu locker. Auch sind das meistens Mistbeete und nicht jedermanns Geschmack. Nur harter Boden gibt sichere Heimat.

„Nein, hier ist kein Tiefbau möglich," sagte Onkel Nuckel nachdenklich, „aber das schadet nichts. Hier ist Essen und wenn ich fleißig herübertrage, so kann ich einen Laden eröffnen und für Salate Terrain eintauschen. Es gibt hier gewiß viel Kaninchen, die besitzlich sind."

Onkel Nuckel war eben reell bis in die Krallenspitzen. Er hätte sich nie widerrechtlich Boden angeeignet und nahm nach den trüben Erfahrungen seiner Jugend an, daß alles besetzt sei. Denn Onkel Nuckel stammte aus einer sehr bevölkerten Gegend, wo alles besetzt ist, wenn man sich setzen möchte. Mit menschlichem Eigentum, wie

Salaten, ist das was anderes: das ist vogelfrei in der Tierwelt, weil man hier die menschliche Moral notwendig übertragen hatte.

Onkel Ruckel nahm an Salat und Radieschenblättern, so viel er tragen konnte, ins Mäulchen und hupfte beseligt nach Hause, wo acht kleine blinde Kinder eifrig an Tante Ruckels Magengegend saugten.

„Wenn sie erst Augen haben," murmelte Onkel Ruckel glücklich, „und die Sonne sehen können, so wie ich sie heute sah über den Salaten . . . oh!"

Onkel Ruckel leckte ergriffen Tante Ruckel an der Stirn. Da sah er, daß der dunkle Fleck weg war. Die Not des Lebens hatte ihn fortgewischt und die Erkenntnis, daß das Gehege derer Karnickel von Döskopp nicht die Welt war. Jetzt war Tante Ruckels Stirne rein und klar, als sie Onkel Ruckel ansah, von den Salatsegnungen hörte und mit zärtlicher Mutterpfote über acht kleine Geschöpfe fuhr, die zweiunddreißig Beinchen bewegten. Als Karnickelmama lernt

man zählen. Onkel Nuckel war recht froh, daß der dunkle Fleck fort war. Er hatte nie viel davon gehalten.

„Es ist doch besser, man hat den dunklen Fleck nicht und weiß, was Amerika ist," dachte er, „sonst wäre ich ja gar nicht hierhergekommen."

Dann aßen Nuckels mit dem gesunden Appetit, den Kaninchen haben und besonders hungrige Karnickelleute, denen es schwer ergangen ist.

„Bleib nur im Moosbett," sagte Onkel Nuckel später und wischte sich den Bart, „ein Salatblatt ist noch übrig, damit eröffne ich einen Laden und abends hole ich neuen."

„Warum willst du denn einen Laden eröffnen?" fragte Tante Nuckel und rieb sich unwillkürlich die Stelle, wo der dunkle Fleck gewesen war. Von Döskopps hatten nie gehandelt, lieber lagen sie anderen auf dem Fell. Das ist vornehm und nicht nur bei Kaninchen.

„Ich will Terrain erwerben zu unseren Höhlen," sagte Onkel Nuckel, „hier werden

auch noch andere Karnickelherrschaften sein und sicher auch besitzliche. Ich tausche gegen Salat. Das kann ich dir nicht so erklären. Das ist merkantil. Auch greift es dich an," schloß er stolz und liebevoll.

‚Merkantil' verstand Tante Nuckel nicht. Sie dachte, es wäre was zu essen, und schlief ein.

Onkel Nuckel aber grub schnell noch eine Höhle, eine kleine mit offenem Eingang, legte das Salatblatt hinein und schrieb mit sicherer energischer Kralle in den Erdboden:

Onkel Nuckel
Salate und Gemüse.

Dann setzte er sich davor und wartete. Er rührte das Salatblatt nicht an, trotzdem es appetitanregend roch und er noch nicht ganz satt war. Schließlich setzte er sich drauf, um es nicht zu sehen. Onkel Nuckel war eben ein Charakter!

Es dauerte eine ganze Weile, aber es kam niemand.

„Sollten hier wirklich keine Kaninchen sein," dachte Onkel Nuckel, „dann könnte ich

doch beinahe frei graben und das Salatblatt selbst essen."

Er holte es zaghaft etwas unter seinen Hinterbeinen hervor. Aber er blieb standhaft. Onkel Nuckel war eben groß! Wie wenige sind so!

Endlich erschien etwas Weißes im Buschwerk. Onkel Nuckel äugte ängstlich. Ja, es war ein Kaninchen, aber ein ganz weißes. So was hatte Onkel Nuckel noch nie gesehen. Mußten das vornehme Leute sein! Er sah ganz gedrückt an seinem graubraunen Röckchen hinunter und strich es unwillkürlich mit den Vorderpfoten glatt. Am Ende war das hier ein ganz fremdes Land.

Das weiße Kaninchen hatte das Salatblatt unter Onkel Nuckels Hinterbeinen bemerkt und kam eiligst auf ihn zugelaufen. Dann setzte es sich und machte Männchen, wobei es kokett den hellen Schnurrbart mit der Pfote strich.

„Äh — gestatten," sagte das weiße Karnickel schließlich, „M—m—m ist mein Name."

„Die Sprache ist dieselbe wie unsere," dachte Onkel Nuckel, „nur schnarrt es etwas und sagt äh." Dann sagte er: „Nuckel" und legte verbindlich die Ohren nach vorne.

„Welch ein schönes Salatblatt," sagte Herr M—m—m flötend und nahm es ohne weiteres zu sich.

Onkel Nuckel stand unwillkürlich auf und sah wehmütig zu, wie das kostbare Gut, das merkantil wirken sollte, allmählich verschwand. Nun mußte er gleich den weiten Weg noch einmal laufen und auch die Selbstbeherrschung war umsonst gewesen. Weg war es. Es hätte auch in seinem Magen sein können.

„Eigentlich wollte ich es verkaufen," meinte er schließlich schüchtern und wies mit der Pfote auf seine Erdannonce.

„Sehr gut," sagte Herr M—m—m, „das ist laitue."

Herr M—m—m war ein geborenes zahmes Kaninchen und hatte menschliche Decadence, wie er selbst sagte. Darum unterschied er die einzelnen Salate mit fran-

zösischen Namen. Richtig brauchen sie nicht zu sein.

„Wenn was weg ist, ist es egal, ob es laitue hieß oder anders," dachte Onkel Ruckel. „Ich wollte Terrain dafür eintauschen," sagte er nun fest und ruhig, denn das weiße Fell imponierte ihm nach dieser Gesinnung nicht mehr. „Also bitte bemühen Sie sich, wenn Sie hinuntergeschluckt haben. Sie werden mir wohl Auskunft geben können."

Er trommelte drohend mit den Hinterbeinen.

Herr M—m—m wurde höflicher und schluckte schnell den Rest. Man muß immer schnell den Rest schlucken, wenn andere mit den Hinterbeinen trommeln.

„Mein bester Herr Ruckel," sagte er und machte eine legere Pfotenbewegung, „Terrain tauschen? Hier ist alles frei. Glauben Sie, ich würde meinen full dress hier spazieren führen, wenn das eine volkreiche Gegend wäre? Nein, nicht in die Pfote! Das hier ist eine alte Besitzung von sogenannten

Menschen — eine Art Raubzeug von großen Dimensionen — aber sie steht leer, nur das Raubtier, das die Salate züchtet, lebt darin. Daher bin ich und darum gehe ich nicht gern in den Garten. Es ist ja alles sehr elegant, aber es bleibt doch — wie soll ich sagen — eine Art Bevormundung. Paßt mir nicht. Auch sind die Raubtiere, die die Salate züchten, nur halb gezähmt. Man weiß nie, ob sie einen nicht plötzlich totschlagen. Oh, ich weiß Geschichten."

Onkel Nuckel schauderte. „Das ist ja schrecklich," klagte er, „ich habe mich so gefreut, diese Salatstelle entdeckt zu haben. Ich habe Frau und Kinder!"

Herr M—m—m tupfte Onkel Nuckel nachsichtig auf die Schulter.

„Nur Mut, junger Mann," sagte er großartig, „ich zeige Ihnen die sicheren Stellen und die richtigen Zugänge, es ist keine Schwanzbreite Gefahr dabei. Dafür geben Sie mir eine Höhle und bringen mir das Essen aufs Zimmer. Ich bin nervös

und kann nicht arbeiten. Auch verträgt es der weiße Dreß nicht — äh. Eigentlich gehöre ich gar nicht hierher, aber ich will Ihnen den Gefallen tun."

Onkel Nuckels gutes Herz schwoll in Dankbarkeit.

„Oh, wie gerne — und man kann hier graben??"

„Ungeniert. Wissen Sie was? Wir gründen eine Terraingesellschaft. Das heißt, Sie graben sie und ich gründe sie."

Onkel Nuckel spitzte die Ohren.

„Was ist denn das, eine Terraingesellschaft?"

Herr M—m—m wiegte sich überlegen auf den Hinterbeinen.

„Das ist eine menschliche Einrichtung. Eine Terraingesellschaft ist, wenn man viele Höhlen baut und niemand hineinläßt."

„Ja — aber dann??"

„Dann läßt man doch jemand hinein, aber nur gegen Salat."

„Aha," dachte Onkel Nuckel, „das ist

merkantil und zwar im großen Stil, im Hupftempo."

„Schließlich," fuhr Herr M—m—m fort und schnalzte mit der Zunge, „sitzen Sie so alle Tage, trommeln mit den Hinterbeinen eine leichte Melodie und essen den Salat, den andere holen — laitue oder was Sie wollen. Das ist vornehm. Das ist Decadence — äh . . ."

„Nein, das ist nichts für mich, ich muß meine Pfoten bewegen," sagte Onkel Nuckel, „aber sonst ist es ja natürlich alles sehr schön."

„Na, das können Sie halten, wie Sie wollen," meinte Herr M—m—m gnädig, „ihr Bauern seid nun mal so. Ich kann mir das nicht leisten bei meinem weißen Dreß, wissen Sie, und bei der ganzen Decadence überhaupt." Herr M—m—m blies vornehm durch die Nase. „Aber nun ans Werk. Graben Sie und ich gründe — und abends, bitte, vergessen Sie nicht, ich speise dann laitue, aber nur die zarten inneren Blätter — und, nicht wahr, auf meinem Zimmer . . ."

Herr M—m—m machte es sich nonchalant in der Höhle bequem, die Onkel Nuckel als Gemüseladen gedacht hatte.

Onkel Nuckel aber hupfte eiligst zur Salatstelle, nachdem er sich den gefahrlosen Zugang hatte beschreiben lassen. Denn nun mußte man noch viel mehr laufen. Noch einer war mehr zu beköstigen und dazu einer, der nervös war und nur die inneren Blätter aß. Aber dafür gründete er ja. Nur graben und Futter schleppen mußte Onkel Nuckel. Oh, Onkel Nuckel war so dankbar! Abends grub er schon und bei Mondschein grub er auch noch weiter.

Onkel Nuckel war eben immer voll und ganz dabei, was er auch in die Pfote nahm.

— — — — — —

So grub Onkel Nuckel und so verging die Zeit.

Harte Arbeit war es und Bau um Bau wurde angelegt mit kunstvollen Röhren, schön separat alles und doch dem Familiensinn entsprechend durch Korridore und Klubräume verbunden. Auch zahllose Vorratskammern

entstanden, alles sachgemäß und nach einem sinnreichen Plan, denn Onkel Ruckel war ein Meister im Tiefbau. Besondere Sorgfalt wurde auf die Innenarchitektur verwandt und die Fauteuils für den Winterschlaf entsprachen allen Anforderungen der Neuzeit.

Den ersten Anfang zu allem grub Onkel Ruckel allein und eigenpfötig. Nachher gruben Kinder und Kindeskinder mit. Man grub oder sammelte Vorräte für den Winter.

Nur Herr M—m—m grub nicht und sammelte nicht. Er chassierte bloß durch die fertigen Räume, sprach von Decadence und laitue und kniff schäkernd die jungen Karnickelmädchen in die Löffel. Herr M—m—m war eben ein Weltmann. Das Weltmännische besteht darin, durch fertige Räume zu chassieren und von Kohl zu sprechen, wenn er nur einen französischen Namen hat. Richtig braucht er nicht zu sein.

Aber Herr M—m—m sollte noch trübe Erfahrungen machen, wie ja überhaupt die fertigen Räume immer weniger von den

Arbeitenden zum Chassieren hergegeben werden. Das ist ein erschreckliches Zeichen der Zeit! Wie leicht kann da die Spezies der Weltleute aussterben samt dem Chassieren und dem Kohlsprechen! Aber so weit sind wir noch nicht — ich meine natürlich in dieser Karnickelgeschichte.

Es kommt noch ganz anders und einen gräßlichen Schicksalsschlag sollte Onkel Ruckel noch erleben, ehe er ganz auf der Höhe stand und mit ihm seine Multiplikationsfamilie.

— — — — — —

Der Tiefbau war gerade so weit gediehen, daß ein Teil der Höhlen entbehrlich war und zum Vermieten bestimmt werden konnte. Die Höhlen wurden mit Moos möbliert, und zwar elegant und komfortabel, wie überhaupt alle Räumlichkeiten jetzt den Charakter eines gediegenen Wohlstandes trugen, der auf sicheren Pfoten stand. Herr M—m—m memorierte eine Einweihungsrede, die mit laitue anfing, und übte sich eine cäsarenhafte Pfotenbewegung ein, als

der Schreckensruf erscholl, Schlangen seien in den Räumen gesehen worden. Alles stürzte wild durcheinander und brachte die Botschaft in Onkel Nuckels Privatkontor.

Onkel Nuckels Nasenspitze erbleichte vor Entsetzen. Er befahl mit energischer Rammlerstimme, sofort die Zugänge zu den Neubauten zu schließen. Dann brach er ganz in sich zusammen, zum ersten Male in seinem Leben. Die verarbeiteten Pfoten klappten wie ein Taschenmesser ein, Tante Nuckel zog sich die Ohren über die Augen und schluchzte und alles rundherum nuckelte ratlos und kummervoll.

„Nun ist alles umsonst," klagte Onkel Nuckel, „man soll eben keine Höhlen bauen, um andere nicht hineinzulassen. Das ist menschlich und unnatürlich. Das ist eben die Terraingesellschaft. Wie gern würde ich drauf verzichten! Aber nun müssen wir alle hinaus aus den schwer erworbenen Höhlen samt den gesammelten Salaten. Die Schlangen werden auch hierher kommen. Leute, die so kriechen, kommen überall durch!"

Oft sagen einfache Geschöpfe, wie Onkel Ruckel, in ihrer Herzensangst große Wahrheiten.

Inzwischen war Herr M—m—m hinzugekommen. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Zugänge zu den Schlangenräumen alle gut verschlossen waren, machte er die eingeübte cäsarenhafte Pfotenbewegung und sagte:

„Ach was, jetzt gründe ich erst recht. Warum sollen wir denn nicht vermieten? Nun gerade. Haben wir darum so lange gearbeitet?? Wenn die Schlangen die möblierten Herren haben, lassen sie uns in Ruhe. Wir bleiben im Hintergrund. Bei allen Geschäften muß man im Hintergrund bleiben. Das ist menschlich."

Da richtete sich Onkel Ruckel zu seiner ganzen Höhe auf.

„Ob das menschlich oder laitue ist, ist mir gleich," sagte er, „das ist unter meiner Karnickelwürde und dazu gebe ich meine Pfote nicht her!"

Alles ruckelte beifällig.

Aber Herr M—m—m, der seine Moos-chaiselongue und die inneren Blätter des Salates bedroht sah, schlich sich hinaus und schrieb an alle Eingänge folgende Erd-annonce:

Möblierte Höhlen

zu vermieten. Nur an solche, die zu Tisch nicht auf Karnickel reflektieren, weil Vermieter selbst Karnickel. Onkel Nuckel.

Er schrieb Onkel Nuckel darunter und nicht M—m—m, denn er wußte von den Menschen her, daß man bei einer Terrain-gesellschaft, wenn Schlangen irgendwelcher Art drin entdeckt werden, immer einen fremden Namen drunterschreibt. Herr M—m—m hatte eben die menschliche Kultur. Dann machte er noch einige sezessionistische Schnörkel um die Erdannoncen, chassierte wohlgefällig auf und ab und wartete auf Reflektanten.

Sehr bald kam auch jemand. Es war ein Igel, der mit der charakteristischen Eile dieser Herrschaften alle Eingänge abgelaufen und alle Erdannoncen durchgelesen hatte.

„Ich bin der Direktor der Internationalen Schlappfuß-Stachel-Transportgesellschaft," sagte er geschäftsmäßig, „ich will hier mieten."

„Bitte sehr," sagte Herr M—m—m und machte einige weltmännische Männchen.

„Ich will Onkel Nuckel selbst sprechen," zischte der Direktor, „Sie sind kein Arbeitskaninchen. Sie sind ein weißer Fatzke!"

„Laitue . . ." hauchte Herr M—m—m, aber er kam nicht weiter. Das Wort erstarb ihm auf der Schnauze.

Wie verschieden wird man doch bewertet! Es kommt immer auf den Maßstab an und man ist stets das Karnickel des Maßstabs. Das sah Herr M—m—m in diesem furchtbaren Augenblick ein und er setzte sich hin und verfärbte sich. Das können Kaninchen und andere Tiere und das heißt Assimilation. Die Menschen verfärben sich meist jeden Tag, aber leider nicht, wenn sie die Wahrheit hören, sondern schon im voraus, um die Wahrheit nicht zu hören. Darum heißt das auch nicht Assimilation, sondern anders.

Aber das gehört nicht hierher. Denn dies ist eine harmlose Karnickelgeschichte und kein Injurienlexikon.

Unterdessen war der Igel in seiner geschäftsmäßigen Eile durch eine Menge Höhlen und Röhren gepilgert und hatte sich bis zu Onkel Nuckel durchgefragt.

Onkel Nuckel war entsetzt, als er von der frivolen Erdannonce hörte.

„Ich lecke meine Pfoten in Unschuld," sagte er, „sie sind rein von dieser Erdannonce. Das war M—m—m."

„Schon gut," sagte der Igel, „M—m—m sitzt oben und verfärbt sich zu einem anständigen Arbeitskarnickel. Aber ich will hier mieten und zwar schnell — ich habe wenig Zeit."

„Oh," sagte Onkel Nuckel, „wenn Sie hier mieten, haben Sie bald gar keine Zeit mehr. Sie sind dann tot. Denn hier sind Schlangen! Huh! . . ."

„Also inklusive voller Beköstigung," sagte der Direktor der Schlappfuß-Stachel-Transportgesellschaft. Er war Geschäftsmann bis

in den letzten Stachel und behielt stets seine kühle Schnauze.

„Wie?" rief Onkel Ruckel, „jawohl Beköstigung, aber Beköstigung andersherum. Sie werden die Beköstigung sein! Oh, wie furchtbar!"

Als Beköstigung andersherum entpuppt sich vieles im Leben.

„Lieber Mann, haben Sie eine Ahnung!" sagte der Igel, „das sind ja Delikatessen! Ach, Sie meinen wegen der Giftzähne? Delikatessen haben oft Giftzähne. Das tut nichts. Wir sind immun dagegen. Immun ist, wenn man kann, wo man möchte. Wir machen das ganz einfach: knacks, weg mit den Giftzähnen — und was dann kommt, schlürft sich so angenehm fettig und glitschig hinunter — ah — deliziös!" Der Direktor leckte sich die spitze Schweineschnauze. „Also, es bleibt dabei. Ich miete die Räume. Kost und Logis. Sie sollen Salat geliefert bekommen, so viel Sie wollen. Ich bin der Direktor der Internationalen Schlappfuß-Stachel-Transportgesellschaft,

wissen Sie. Es geht alles furchtbar schnell" — er zeigte seine Pfoten — „das sind Schlappfüße. Es klatscht nur so und wie das fördert! Das ist praktisch, sehen Sie. Modell der ‚American Paw Society'."

„Die amerikanischen Society-Tatzen sind sehr schön," sagte Onkel Nuckel höflich und fand im stillen seine Beine schöner, „ich glaube wohl auch, daß das sehr fördert. Aber viel können Sie doch auch nicht forttragen an Salat. Ich weiß, wie mühsam das ist. Oh, ich weiß das aus Erfahrung! Ich bin Ihnen ja schon sehr dankbar, wenn Sie mit den geehrten Ihrigen die Delikatessen speisen und keine zu uns hineinlassen. Darum möchte ich wohl bitten. Es mag ja vielleicht sehr gut schmecken, aber wir sind einfache Karnickelleute."

„Sie kriegen Ihren Salat," sagte der Igel, „eine Pfote wäscht die andere. Wozu wären wir denn sonst eine Transportgesellschaft?! Wir legen uns einfach auf den Rücken und spießen den ganzen Salat auf. Das ist praktisch, wissen Sie . . ."

„Ich weiß schon," sagte Onkel Nuckel. „American Society oder so . . ."

„Nein, diesmal nicht so. Aber ich habe gar keine Zeit," sagte der Direktor, „also auf Wiedersehen! Ich hole die Meinigen, es sind mehrere Familien. Wir nehmen alle disponiblen Räume."

— — — — — —

Abends speisten die Mitglieder der Transportgesellschaft schon die sehr unangenehm überraschten Delikatessen, die Karnickelleute aßen den pünktlich gelieferten Salat, Herr M—m—m verfärbte sich weiter und Onkel Nuckel tat einen tiefen, tiefen Atemzug.

„Nun habe ich doch noch gegründet," dachte er dankbar und gerührt, und es überkam ihn die Stimmung voll Sonne und Salat von jenem Tage nach Tante Nuckels erster Niederkunft. „Jetzt bin ich auch — wie hieß es doch — immun, denn jetzt kann ich, wo ich möchte."

Onkel Nuckel war stolz und froh, daß er

immun war, und tat einen Rückblick, was man nur tun soll, wenn man schon immun ist.

Was war nicht alles erreicht in diesen Jahren! Die vielen Höhlen und der viele Komfort und die vielen, vielen Karnickel.

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Onkel Nuckel flimmerte es vor den Augen. Nun war das Feld von kleinen Ohren Tatsache geworden, das er damals visionär und keineswegs angenehm vor sich gesehen, als er sich zum ersten Male als Vater hingesetzt hatte.

Nun war er so weit, daß die Zahl seiner Familie im besten Fall eine Wahrscheinlichkeitsrechnung war — und das kam von der Liebe und nicht vom Salat, so nötig auch Salat ist. Denn Liebe ist groß und erhaben, Salat aber ist das nicht. Das war Onkel Nuckels Wahlspruch gewesen und so herrlich weit hatte er ihn gebracht!

Nur die eigenen Kinder konnte er noch zählen. Das tat Onkel Nuckel auch und

schließlich wurde Tante Nuckel wieder leidend und bekam nebst einigen anderen Kindern das hundertste Kind. Murkchen wurde es genannt.

Da feierte Onkel Nuckel ein Jubiläum und alle feierten mit. Sogar die Delikatessenkonsumenten von nebenan sandten eine Deputation, die in Gratissalat eingehüllt war.

Onkel Nuckel aber thronte inmitten all seiner statistisch nicht mehr faßlichen Familie wie ein Patriarch!

Ein Patriarch ist einer, vor dem alle die Ohren zurücklegen.

Das war Onkel Nuckel!

Hupft ihm nach!

# Der große Augenblick

In seinem Käfig saß ein kleiner Vogel und sah mit sehnsüchtigen Augen in den Sonnenschein. Es war ein Singvogel und es war in einem Kulturstaat — jedenfalls in einem solchen, der sich so nannte.

In blauer Ferne standen blaue Berge.

„Hinter den Bergen liegt der Süden," dachte der kleine Vogel. „Ich bin nur einmal den Weg dahin geflogen. Dann nicht wieder."

Die fernen Berge erschienen ihm ganz nah. Die Sehnsucht rückte sie so nah vor die Gitterstäbe.

„Sie sind so sehr nah," sagte der kleine Vogel. „Wenn nur die Gitterstäbe nicht wären. Wenn die Tür sich nur einmal öffnete — ein einziges Mal. Dann käme der große

Augenblick und ich wäre mit ein paar Flügelschlägen hinter den blauen Bergen."

Die Kraniche zogen. Durch die Herbstluft klang ihr klagender Schrei — klagend und lockend. Es war der Ruf nach dem Süden.

Sie verschwanden hinter den blauen Bergen.

Der kleine Vogel rannte gegen die Gitterstäbe.

Der Winter kam und der kleine Vogel wurde still. Der Schnee fiel und die blauen Berge waren grau geworden. Der Weg nach dem Süden lag in Kälte und Nebel.

Es kamen viele Winter und viele Sommer. Es kamen viele Jahre. Die Berge wurden blau und wurden wieder grau. Die Zugvögel kamen vom Süden und zogen nach Süden. Der kleine Vogel hinter dem Gitter wartete auf den großen Augenblick.

Dann kam ein klarer sonniger Herbsttag. Da war die Türe des Käfigs geöffnet. Man hatte sie im Versehen offen gelassen. Mit Willen tun es die Menschen nicht.

Der große Augenblick war da! Der kleine Vogel zitterte vor Freude und Erregung. Vorsichtig und scheu huschte er hinaus und flatterte auf den nächsten Baum. Alles um ihn herum verwirrte ihn. Er war es nicht mehr gewohnt.

In blauer Ferne standen blaue Berge. Aber sie schienen jetzt sehr fern zu sein. Viel zu fern für die Flügel, die sich jahrelang nicht mehr geregt hatten hinter den Gitterstäben. Doch es mußte sein! Der große Augenblick war da!

Der kleine Vogel nahm all seinen Mut und seine Kraft zusammen und breitete die Flügel weit, weit aus — zum Flug nach dem Süden, hinter die blauen Berge.

Aber er kam nicht weiter als bis zum nächsten Ast. Waren die Flügel verkümmert in den langen Jahren oder war es etwas anderes, das in ihm verkümmert war? Er wußte es selbst nicht. Die blauen Berge waren fern, viel, viel zu fern für ihn.

Da flatterte er still in den Käfig zurück.

Die Kraniche zogen. Durch die Herbst-

luft klang ihr klagender Schrei — klagend und lockend. Es war der Ruf nach dem Süden.

Sie verschwanden hinter den blauen Bergen.

Da senkte der kleine Vogel den Kopf und barg ihn unter dem Flügel.

Der große Augenblick war vorüber.

# Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter

Der Bär Basilius Mummelpelz stand vor der Wohnung seines Vetters, des Kragenbären.

„Hieronymus Kragenpeter, bist du zu Hause?" fragte er und klopfte mit der Tatze an die Höhlenwandung.

Drinnen regte sich nichts. Nur ein schwaches Brummen war hörbar. Basilius Mummelpelz klopfte energischer.

„Kragenpeter — bist du zu Hause? Hi—e—ronymus!"

„Nein, ich bin nicht zu Hause," sagte Hieronymus Kragenpeter aus der Tiefe der Höhle und grunzte unwillig, „du weißt doch, daß ich mich nach Tisch immer hinlege."

„Hieronymus," sagte Basilius Mummelpelz, „wenn ich dir sage, warum ich gekommen bin, wirst du gleich zu Hause sein."

Hieronymus Kragenpeter erschien in der Höhlenöffnung und verneigte sich viele Male. Das tun die Kragenbären und es sieht sehr verbindlich aus. Hieronymus war aber gar nicht verbindlich, denn er murmelte was über die Störung und rieb sich mit den Tatzen den Schlaf aus den Augen.

„Du — Hieronymus, ich habe ein Honignest entdeckt, ein süßes heimliches Honignest."

„Wo?" sagte Hieronymus Kragenpeter und trottete auf allen Vieren los.

„Warte, warte, ich zeige es dir," sagte Basilius Mummelpelz und beeilte sich, nachzukommen. „Du läufst ja in die falsche Richtung. Du mußt wo anders hin laufen!"

„Wo?" sagte Hieronymus Kragenpeter und kehrte eiligst wieder um.

„Du könntest statt ‚Wo' auch mal ‚Danke' sagen," meinte Basilius Mummelpelz. „Siehst du, wie du zu Hause gewesen bist!"

Basilius Mummelpelz und Hieronymus Kragenpeter trotteten nebeneinander her,

emsig und mit einwärts gekehrten Füßen, wie fette Herren, die gern zu Tisch gehen.

Das Honignest war in einem hohlen Baum, der zwei sehr kleine Astlöcher hatte. Es duftete ungemein lieblich darin. Basilius Mummelpelz grunzte vor Vergnügen. Hieronymus Kragenpeter gurgelte vor Wonne.

„Hier sind die beiden Löcher. Dies hier scheint größer zu sein," sagte Basilius Mummelpelz.

„Wo?" sagte Hieronymus Kragenpeter und versuchte den Kopf hindurchzustecken. „Es geht nicht. Das Loch ist zu eng. Ich habe Kragenweite 113. Basilius, du mußt es versuchen. Aber iß den Honig nicht allein auf."

Basilius Mummelpelz schüttelte den Kopf und brummte.

„Ich habe Kragenweite 119," sagte er ergeben.

Hieronymus Kragenpeter krabbelte mit der Tatze im Loch herum.

„Auch das geht nicht," sagte er enttäuscht. „Ich habe Tatzennummer 14. Basilius, du mußt es versuchen."

„Ich habe Tatzennummer 16," sagte Basilius Mummelpelz und sah erbost auf seine großen Pfoten.

„Basilius, man wird die Nase hineinstecken müssen," sagte Hieronymus Kragenpeter. „Aber du mußt es zuerst versuchen. Du bist der Ältere."

Basilius Mummelpelz stopfte seine Nase tief in das Afstloch. Es duftete ungemein lieblich.

„Basilius," sagte Hieronymus Kragenpeter, „was machst du für ein Gesicht? Du siehst nicht aus, als ob du Honig leckteſt."

Er bekam keine Antwort. Wie ein Geschoß fuhr die Nase des Basilius aus dem Afstloch heraus. Ein Schwarm von wütenden Bienen umkreiste die beiden Vettern.

„Mein schöner Kragen!" jammerte Hieronymus Kragenpeter und schlug verzweifelt mit den Tatzen um sich.

Basilius Mummelpelz nieste buchstäblich Bienen. Es war ungeheuer störend. Denn eine Biene im Nasenloch ist kein Gegenstand der Ruhe.

Zu Hause leckte Hieronymus Kragenpeter seinen Kragen und kämmte ihn mit den Krallen.

„Nun kann ich heute abend nicht zum Rendezvous gehen," sagte er. „Die Sonne muß erst meinen Kragen bügeln. Meine Kleine gibt so viel auf gute Toilette."

Basilius Mummelpelz kühlte seine Nase unaufhörlich in einer Wasserpfütze. Es waren zwingende innere Gründe dafür vorhanden.

„Ich wollte heute in den Biologischen Verein für Höhlenbärenforschung," sagte er böse.

Beide ärgerten sich sehr. Einer ärgerte sich über den andern.

„Astlöcher sind nichts für fette Herren," sagte Basilius Mummelpelz und sah Hieronymus Kragenpeter hämisch an. „Für die süßen heimlichen Honignester darf man keine plumpen Tatzen haben. Sonst geht's

einem an den Kragen. Meinst du das nicht auch, Hieronymus?"

„Anderen geht es noch viel schlimmer," sagte Hieronymus Kragenpeter. „Mancher steckt bloß die Nase in den Honig — und schon niest er Bienen!"

# Professor Bohrloch

Professor Dr. Bohrloch, Ritter pp., stand mit seinem Assistenten vor dem Affenkäfig. Es war noch früh am Morgen und im Zoologischen Garten waren nur wenige Besucher.

Professor Bohrloch hatte das mit reiflicher Ueberlegung so eingerichtet. Er wollte möglichst ungestört sein, besonders von solchen Leuten, die als nicht-akademisch anzusehen waren.

Odi profanum vulgus!

Denn die frühe Morgenstunde sollte eines der unerhörtesten Experimente wissenschaftlicher Forschung bringen.

„Dank den profunden Resultaten der Vivisektion," sagte Professor Bohrloch, „aus denen sich unsere herrliche Gehirnlehre von heute entwickelt hat, bin ich auf den er-

habenen Gedanken gekommen, diese zwei Exemplare von cynocephalus babuin nach sorgfältiger phrenologischer Untersuchung von den anderen Affen zu isolieren. Nach fleißiger Fütterung mit gehirnbildenden Nährstoffen werde ich heute in der Lage sein, nachzuweisen, daß das Gehirn des cynocephalus babuin bei entsprechender Behandlung nicht nur menschliche Ausdrücke den Begriffen nach richtig zu erfassen vermag, sondern sogar fähig ist, dieselben in adäquaten Gutturallauten sinngemäß wieder von sich zu geben."

Der Assistent verbeugte sich stumm. Ihm war weihevoll.

„Sie haben doch fleißig mit Bananen gefüttert," wandte sich Professor Bohrloch an den Wärter. „Ist Ihnen eine Zunahme der intellektuellen Funktionen aufgefallen?"

„So wat is mich nich uffjefallen," sagte der Wärter.

„Dem Mann fehlt der geschulte Blick," sagte Professor Bohrloch.

Die Paviane kamen ans Gitter.

„Wer ist denn das?“ fragte der eine und sein Fell sträubte sich.

„Ich finde ihn eigentlich ganz nett,“ sagte der andere, „er erinnert mich so an meinen verstorbenen Onkel.“

Der Pavian hatte viel Familiensinn.

Professor Bohrloch kramte erregt in seinen Taschen und suchte nach seinem Notizbuch.

„Er lauft sich,“ sagte der erste Pavian mit Sachverständnis.

„Jetzt hat er was,“ sagte der zweite voller Interesse.

„Wir müssen uns natürlich auf stark akzentuierte Gutturallaute beschränken,“ sagte Professor Bohrloch, „beginnen wir mit einfachen Vokalen.“

Professor Bohrloch setzte sich in kauernder Stellung vor dem Gitter hin.

„E—e—e—Es—sen—Es—sen,“ sagte er und machte schnappende Bewegungen mit den Kiefern.

„He—he,“ grinsten die Affen.

„Es ist erstaunlich,“ sagte Professor

Bohrloch zu seinem Assistenten. „Beachten Sie bitte die Schädelbildung."

„Sieh bloß mal dem seinen Kopf an!" sagte der eine Pavian.

Professor Bohrloch horchte aufmerksam auf die soeben erfolgten Gutturallaute und machte sich eifrig Notizen.

„Nun einen etwas komplizierteren Begriff, der vom reinen Instinkt ins Vorstellungsvermögen übergreift. O—o—o—Vo—gel—Vo—gel—Vo—gel!"

Professor Bohrloch hob den Lodenmantel und stelzte sonderbar vor dem Käfig auf und ab. Er flatterte mit den Ärmeln und schnatterte dabei in einer noch nicht dagewesenen Weise.

Der Wärter näherte sich. Ihm schien, er wäre nötig.

„Ho—ho," grinsten die Affen und schmissen mit Bananenschalen.

„Es ist erstaunlich," sagte Professor Bohrloch. „Wir gehen nun zu einem Umlaut über. Ö—ö—ö—Grö—ße— menschliche Grö—ße."

Professor Bohrloch reckte sich im Lodenmantel zu voller Höhe auf.

Die Affen hatten es satt. Der Vogel hatte ihnen noch Spaß gemacht. Das hier nicht mehr. Sie wandten sich um und zeigten dem Professor ihre Hinterseite.

Es waren ansehnliche, nicht mißzuverstehende Körperteile.

„Es ist erstaunlich," sagte Professor Bohrloch. „Das Tier verkriecht sich vor der menschlichen Größe. Das ist mehr als Verständnis. Hier liegt bereits eine psychische Reaktion vor. Wir nehmen nun zum Schluß unserer phänomenalen Untersuchung einen Doppellaut," wandte er sich an seinen Assistenten. „Beachten Sie, bitte, die vielen kleinen Steine im Käfig. Ich habe sie aus experimentellen Gründen scheinbar achtlos verteilen lassen . . ."

Professor Bohrloch nahm einen Stein auf und preßte die Brillengläser ganz dicht ans Gitter.

„Ei—ei—ei— Stein — Stein — Stein," sagte er.

Die Affen hatten sich am Ende des Käfigs schlafen gelegt und rührten sich nicht.

„Stein—Stein—Stein," sagte Professor Bohrloch meckernd.

Er sagte das einhundertunddreiund dreißigmal.

Da flog ihm ein Hagel von Steinen ins Gesicht!

„Es ist erstaunlich," sagte Professor Bohrloch.

— — — — — —

Am anderen Tage stand Professor Bohrloch auf dem Katheder.

„Wir kommen nun zum Schluß unserer interessanten Ausführungen," sagte er, „und können mit Stolz konstatieren, daß es der menschlichen Wissenschaft gelungen ist, ihre leuchtenden Funken sogar bis in die stumpfe Tierwelt zu senden!"

Die Affen im Käfig spielten ‚Professor Bohrloch'. Sie stelzten sonderbar auf und ab und schnatterten in einer noch nicht dagewesenen Weise.

# Die Haselmaushochzeit

An einem alten Gemäuer stand ein Haselnußstrauch. Feine Spinnwebfäden spannen sich von der alten Mauer zum Haselnußstrauch hinüber. Der Mond stand groß und silbern am Himmel. Er beschien eine kleine, befellte und gerührte Gesellschaft. Die Haselmäuse feierten Hochzeit.

„Mein Haselstrauch ist auch dein Haselstrauch. Meine Haselnüsse sind auch deine Haselnüsse," sagte eine alte Haselmaus.

Alle waren sehr ergriffen und falteten die Pfoten. Der Haselmausbräutigam bekam das Schnucken und fuhr sich über die Schnauze. Die Haselmausbraut schluchzte in ein Haselnußblattaschentuch.

Dann ging man auf einer Gartenbank zu Tisch und jeder bekam eine Haselnuß in

die Pfote serviert. Man knabberte und unterhielt sich höflich piepsend. Es sah überaus manierlich aus. Haselmäuse sind bescheiden und sehr sittsam.

Nach dem Diner tanzte die Haselmausjugend den Haselhupfer. Man pfiff zweistimmig dazu.

„So haben wir auch einmal gepfiffen," sagte die Haselmausgroßmutter zum Haselmausgroßvater und strich sich mit altmodischer Koketterie über das diesjährige Fellkleid.

Der Haselmausgroßvater kraute sich behaglich die weiße Kehlkrawatte und wippte den Takt des Haselhupfers mit der Hinterpfote.

„Ja, wenn man so dran denkt . . ." sagte er. Er dachte aber an Nüsse.

Das Haselmausbrautpaar hatte sich auf einen einsamen Ast zurückgezogen. Hier war die neue Wohnung, ein kugeliges kleines Nest. Die Verwandten hatten Moos und Blätter beigesteuert und sogar weiche Magenhaare, die sie sich ausgerupft hatten. Man tat schon ein übriges, wenn Hochzeit war.

Die Haselmausbraut hielt das Haselnußblattaschentuch geballt in der Pfote. Es war feucht von Tränen. Der Haselmausbräutigam saß neben ihr und hielt sie umpfotet. Er küßte sie auf die Schnauze und hinter die Ohren. Die Ohren waren sehr klein. Es war ein schönes Haselmausmädchen. Der Mond schien hell. Die Spinnwebfäden spannen sich silbern von der alten Mauer zum Haselnußgeäst.

Von ferne hörte man den Haselhupfer pfeifen. Die jungen Haselmäuse chassierten graziös aneinander vorbei und trugen dabei den Schwanz über die Pfote gelegt. Es sah sehr zierlich aus.

Aber das Haselmausbrautpaar achtete nicht darauf. Es saß in sich versunken da — Pfote in Pfote. Keines piepste ein Wort.

Da geschah etwas Entsetzliches. Der Haselmausbräutigam hatte so intensiv hinter den Ohren geküßt, daß er das Gleichgewicht verlor und rückwärts umkippte. Bei der Liebe verliert man so leicht das Gleichgewicht! Ein schriller, piepsender Schrei —

dann verschwand er in der Tiefe. Die Haselmausbraut preßte das Haselnußblattaschentuch vor die Augen.

„Wo bist du?“ piepste sie. „Krabble hoch! Hast du dir am Ende weh getan?“

Unten raschelte es angstvoll.

„Ich bin in eine Grube gefallen,“ piepste es gedämpft herauf. „Sie ist ganz glatt. Ich kann nicht mehr hinauf. Lebe wohl!“

Man hörte kleine Pfoten verzweifelt an den Grubenwänden trommeln.

„Gibt es denn gar keinen Aufstieg?“ rief die Haselmausbraut fassungslos. „Versuche es nur. Du hast doch erst neulich die grüne Nuß im Preisklettern errungen!“

Das Trommeln verstummte.

„Die Grube verbreitert sich nach unten. Es muß eine Art Falle sein. Es ist aussichtslos. Vergiß mich nicht. Lebe ewig wohl. Ich muß hier sterben. Es ist furchtbar. Wirf mir dein Haselnußblattaschentuch herunter. Ich will mich darin einwickeln, wenn meine Stunde kommt. Oh!“

Das Haselnußblattaschentuch flog in die Tiefe.

„Dein Haselstrauch ist auch mein Haselstrauch," dachte die Haselmausbraut. „Ist dann nicht auch deine Grube meine Grube?" Es war ein großer Kampf in einem kleinen Geschöpf.

Er dauerte nicht lange. Da nahm die kleine Haselmaus ihr Herz ganz fest in beide Pfoten und sprang in die Grube nach.

Nun saßen beide Haselmäuse in der Grube und schluchzten beide in das Haselnußblattaschentuch.

Als das Blatt ganz naß war und es keinen Zweck mehr hatte, zu weinen, hörten sie beide auf und sahen sich um im Gefängnis ihres gemeinsamen Todes. Da sahen sie einen großen Zweig, der sich quer in die Grube gelegt hatte, von oben nach unten. Die Haselmausbraut mußte ihn mitgerissen haben beim Sprung in die Tiefe, obgleich er eigentlich viel zu groß war, als daß ihn eine Haselmaus hätte mitreißen können. Er mußte wohl schon vorher ge-

lockert gewesen sein. Aber auch dann war es sehr wunderbar.

Man konnte dran hochkrabbeln, wie auf einer Treppe, wenn man eine Haselmaus war. Das taten die beiden Haselmäuse und piepsten voller Dankbarkeit aus ganzer Haselmausseele. Nur das Haselnußblattaschentuch blieb unten liegen — ein nasses Wahrzeichen der Liebe.

Auf leisen Sohlen gingen die beiden in ihre Wohnung aus Blättern, Moos und Magenhaaren.

„Es ist eigentlich ein Wunder," sagte die Haselmausbraut, „ich kann den Zweig unmöglich allein abgerissen haben. Es ist, als hätten uns unsichtbare Pfoten geholfen."

Feine Fäden spannen sich herüber von dem alten Gemäuer — Franziskus von Assisi hatte einstmals darin gelebt.

# Lups

Herr Lups war ein Spatz. Seine Frau hieß Frau Lups. Denn dem Namen nach richten sich die Frauen nach ihren Männern.

Es war Frühling und Frau Lups saß auf ihren Eiern. Herr Lups hatte Futter herangeschleppt. Jetzt saß er auf dem Nestrand und blinzelte in die Sonne.

„Die Menschen sagen immer, daß Spatzen frech und zänkisch sind," dachte Frau Lups, „womit sie natürlich nur die Männchen meinen. Ich kann es von meinem Mann eigentlich nicht finden. Ein fertiger Ehespatz ist er zwar noch nicht, aber er macht sich."

Herrn Lups wurde es langweilig.

„Ich möchte mich auch mal auf die Eier setzen."

„Nein," sagte Frau Lups — nicht aus Eigensinn, rein aus pädagogischem Empfinden.

„Piep!" sagte Herr Lups empört, „es sind auch meine Eier."

„Nein," sagte Frau Lups — wieder nur aus pädagogischem Empfinden.

Herr Lups schlug erregt mit den Flügeln.

„Ich habe das Recht auf den Eiern zu sitzen, ich bin der Vater!" schrie er.

„Schlage nicht so mit den Flügeln," sagte Frau Lups, „es ist unschicklich, wenigstens hier im Nest. Außerdem macht es mich nervös. Ihr Männer müßt immer gleich mit den Flügeln schlagen. Nimm dir ein Beispiel an mir. Ich bin stets ruhig. Gewiß sind es deine Eier. Aber es sind mehr meine Eier als deine Eier. Das habe ich gleich gesagt. Denke dran, daß du verheiratet bist."

„Daran denke ich unaufhörlich," sagte Herr Lups. „Aber du hast es vorhin anders gesagt. Das ist unlogisch."

„Stör' mich nicht mit deiner Logik," sagte Frau Lups, „wir sind verheiratet und nicht logisch."

„So," machte Herr Lups und klappte arrogant mit dem Schnabel.

„Findest du das etwa nicht?????"

Herr Lups hörte auf zu klappen.

„Ja, ja, meine Liebe," sagte er.

„Er macht sich," dachte Frau Lups.

„Ich werde jetzt in den Klub gehen," sagte Herr Lups und putzte sich die Flügel.

„Du könntest dich auch mal auf die Eier setzen," sagte Frau Lups vorwurfsvoll, „ich sitze schon den ganzen Vormittag darauf. Glaubst du, daß es ein Vergnügen ist? Dabei sind es deine Eier."

Herr Lups dachte, die Sonne müsse aufhören zu scheinen. Aber sie schien weiter.

„Mir steht der Schnabel still!" schrie er. „Eben wollte ich auf den Eiern sitzen, da waren es deine Eier. Jetzt will ich in den Klub gehen, da sind es meine Eier. Wessen Eier sind es nun endlich?!"

„Schrei nicht so," sagte Frau Lups,

„natürlich sind es deine Eier. Ich habe es dir doch schon vorhin gesagt."

Herrn Lups wurde schwindlig.

„Du irrst dich," sagte er matt.

„Frauen irren sich nie," sagte Frau Lups.

„Ja, ja, meine Liebe," sagte Herr Lups und setzte sich auf die Eier, die nicht seine Eier und doch seine Eier waren.

„Männer sind so wenig rücksichtsvoll," sagte Frau Lups mit sanftem Tadel, „du hast eben auch die weibliche Hand in deinem Leben zu wenig gefühlt."

„Oh doch," sagte Herr Lups und blickte auf die Krällchen seiner Gemahlin.

Frau Lups horchte aufmerksam an den Eiern.

„Eins piepst sogar schon im Ei," sagte sie glücklich.

„Dann wird es ein Weibchen," sagte Herr Lups.

Frau Lups sah ihren Gatten scharf an.

„Gewiß," sagte sie, „es wird ein

Weibchen. Die Intelligenz regt sich am frühesten."

Herr Lups ärgerte sich sehr und brütete.

„Aber das erste, das herauskommt, wird ein Männchen!" sagte er patzig.

Frau Lups blieb ganz ruhig.

„Das, was zuerst piepst, kommt auch zuerst heraus," sagte sie, „es wird also ein Weibchen. Im übrigen laß mich jetzt auf die Eier. Es wird kritisch. Das verstehen Frauen besser. Außerdem sind es meine Eier."

„Ja, ja, meine Liebe," sagte Herr Lups.

Nach kurzer Zeit kam das erste aus dem Ei.

Es war ein Männchen.

Herr Lups plusterte sich und zwitscherte schadenfroh.

„Siehst du," sagte Frau Lups, „ich habe es dir gleich gesagt. Es wird ein Männchen. Aber ihr müßt eben alles besser wissen."

Herr Lups sperrte den Schnabel so weit auf wie noch nie. Eine Steigerung war anatomisch undenkbar.

Aber er kriegte keinen Ton heraus.

Da klappte er den Schnabel zu.

Endgültig.

„Jetzt ist er ganz entwickelt, es wird eine glückliche Ehe," dachte Frau Lups und half den anderen Kleinen behutsam aus der Schale. „Nun mußt du in den Klub gehen, liebes Männchen," flötete sie, „du mußt dich etwas zerstreuen. Ich bat dich schon so lange darum. Auf dem Rückweg bringst du Futter mit."

„Ja, ja, meine Liebe," sagte Herr Lups.

— — — — — —

Herr Lups hielt eine Rede im Klub.

„Wir sind Männer! Taten müssen wir sehen, Taten!!" schrie er und gestikulierte mit den Flügeln.

— — — — — —

Frau Lups wärmte ihre Kleinen im Nest.

„Seinen Namen werdet ihr tragen, alle werdet ihr Lups heißen," piepste sie zärtlich.

Denn dem Namen nach richten sich die Frauen nach ihren Männern.

# Stumme Bitten

Die Schafherde drängte sich aufgeregt zusammen.

Ein altes Schaf erzählte.

„Meine Großmutter hat es selbst gesehen," sagte es, „es ist etwas Fabelhaftes, Grauenvolles. Man weiß nicht, was es ist. Sie sah auch nicht alles. Sie kam dran vorüber, als sie zur Weide ging. Es war ein Tor, das in einen dunklen Raum führte. Es roch nach Blut am Tor des dunklen Raumes. Zu sehen war nichts. Aber sie hörte den Schrei eines Hammels darin, einen gräßlichen Schrei. Da lief sie zitternd zur Herde zurück."

Alles schauderte.

„Man weiß nichts Gewisses," sagte das Schaf, „aber es muß etwas Wahres daran sein. Jedenfalls ist es furchtbar."

„Deine Großmutter lebt nicht mehr?“ fragte ein junger Hammel.

„Ich weiß es nicht,“ sagte das Schaf, „es ist schon lange her — da wurde sie abgeholt.“

„Das soll der Anfang sein, man kommt dann nie wieder,“ sagten einige.

Der Schäferhund bellte kläffend und trieb die Herde dem anderen Ende der Weide zu.

Da stand der Schäfer und sprach mit einem fremden Mann, der nicht aussah wie ein Hirt. Sie handelten miteinander. Dann ging der fremde Mann mit festen Schritten in die Herde hinein und prüfte die einzelnen Stücke mit kundigen Augen. Es waren nicht die Augen eines Hirten. Jetzt griff seine Hand nach dem jungen Hammel, der vorhin gefragt hatte. Das Tier überlief es kalt. Die Hand fühlte sich anders an, als die Hand des Hirten.

Der Hammel bekam eine Leine um den Hals.

„Den nehme ich," sagte der fremde Mann und zog einen schmutzigen Beutel mit Geld aus der Tasche. Er bezahlte. Das lebendige Leben gehörte ihm. Er hatte es gekauft.

Er ergriff die Leine und zerrte den Hammel von der Weide fort auf die Landstraße. Die Herde sah dem Davongehenden erschreckt und verständnislos nach. Der Hammel wandte den Kopf. Seine Augen suchten die Verwandten und Spielgenossen. Etwas in ihm krampfte sich zusammen — etwas in ihm rief ihm zu, sich loszureißen und zurückzulaufen.

„Das ist der Anfang, man wird abgeholt," dachte er.

Aber er wehrte sich nicht. Er war hilflos. Was hätte es genützt?

„Es braucht ja nicht das Schreckliche zu sein," tröstete er sich, „es gibt noch andere Weiden. Dahin werde ich vielleicht geführt."

Es war das Vertrauen, das Tiere haben, die zahm gehalten worden sind.

Jetzt bogen sie um die Ecke. Die Herde war nicht mehr zu sehen. Die Weide verschwand. Nur von ferne hörte man den Schäferhund bellen und die Töne der Hirtenpfeife. Der Wind verwehte sie.

Es war ein weiter Weg. Der fremde Mann ging schnell. Er hatte es eilig.

„Ich bin müde, ich möchte mich etwas erholen," bat der Hammel.

Es war eine stumme Bitte.

Sie gingen weiter. Es war heiß und staubig.

„Ich bitte um etwas Wasser," sagte der Hammel.

Es war eine stumme Bitte.

Endlich kamen sie in eine kleine Stadt. Sie gingen durch enge krumme Straßen, in denen es keine Weiden gab. Diese Hoffnung also hatte sich nicht erfüllt.

Sie hielten vor einem Tore, das in einen dunklen Raum führte. Ein häßlicher Dunst schlug dem Tier entgegen. Der Hammel wandte den Kopf und blökte klagend. Er scheute vor dem Dunst zurück und vor dem

dunklen Eingang. Eine Angst wurde in ihm wach, im Unterbewußtsein, eine grenzenlose Angst.

„Ich möchte nach Hause," sagte der Hammel und sah den fremden Mann an.

Es war eine stumme Bitte.

Stumme Bitten werden nicht gehört.

Der Mann schlang die Leine mit einem geschickten Griff um die Hinterbeine des Tieres und zog es vorwärts. Die Schnur schnitt ein.

„Ja, ja, ich komme schon," sagte der Hammel erschreckt. Die müden steifen Beine beeilten sich.

Es waren nur wenige Augenblicke, aber sie schienen sehr lang. Dann war er in einem dunklen Raum. Es roch erstickend nach Blut und Abfällen — nach Leichen von seinesgleichen.

Man hält es nicht für nötig, das vorher fortzuschaffen. Es ist ja nur Vieh — Schlachtvieh.

Da packte den Hammel ein hilfloses, lähmendes Entsetzen. Ein Entsetzen, das

alle stummen Bitten vorher vergessen ließ. Ein Entsetzen, das ganz allein herrschte.

Der Hammel zitterte am ganzen Körper.

„Jetzt kommt das Fabelhafte — das Grauen," dachte er.

Und es kam.

— — — — — —

Die Welt ist voll von stummen Bitten, die nicht gehört werden. Es sind Menschen, die sie nicht hören. Es scheint unmöglich, diese stummen Bitten zu zählen. So viele sind es. Aber sie werden alle gezählt. Sie werden gebucht im Buche des Lebens.

Groß und fragend sehn die Augen des Gautama Buddha auf die europäische Kultur.

# Auf freiem Felde

Der Schnee lag kalt und weiß auf freiem Felde.

Ein Hase und seine Frau suchten Futter darauf. Die Pfoten froren. Es war ein mühsamer Weg und der Wind pfiff über die Fläche. Die Ausbeute war kümmerlich. Man mußte erst den Schnee fortkratzen, um etwas Essen zu finden. Die Pfoten wurden so leicht wund dabei. Man mußte sie dazwischen immer wieder ablecken. Auch war die Frau des Hasen leidend. Ein Bein war ihr zerschossen worden. Sie humpelte hilflos und gebrechlich über den Schnee.

„Es ist recht schwer, wenn man so behindert ist," klagte sie. „Wie wird es erst im Frühling werden! Ich kann mit dem kranken Bein doch keine Kinder warten."

Der Hase tröstete sie.

„Es wird schon gehen," sagte er und leckte ihr beruhigend die Ohren. „Du brauchst erst eine Kur an der Quelle. Sie ist so kalkhaltig und hat schon vielen geholfen."

„Ach, diese schrecklichen Jagden!" seufzte die Häsin. „Wenn sie einen wenigstens gleich töten wollten! Aber jagen darf jeder und so schießen sie einen krank. Die Menschen sind offenbar immer hungrig, daß sie einen so verfolgen."

„Das war früher. Früher war es auch ein Kampf gegen wilde Tiere," sagte der Hase. „Jetzt ist es gefahrlos und darum ist es ein Vergnügen. Es ist sogar ein vornehmes Vergnügen. So haben es wenigstens die getauft, die sich selbst vornehm nennen. Vermutlich, weil andre sie nicht vornehm nennen würden. Da tun sie es lieber gleich selbst."

Die Häsin war empört. „Töten ist doch kein Vergnügen! Sogar Wölfe reißen aus Hunger, nicht aus Lust am Töten."

„Es sind eben keine Wölfe, sondern Menschen — die von sich selbst so ge-

tauften vornehmen," sagte der Hase. „Sie genießen die Natur nur, wenn sie ihr ins brechende Auge sehen. Das ist ihre Freude an der Schöpfung. Aber du wirst durch die Kur wieder ganz gesund werden. Die Quelle ist ein ganz berühmtes Bad."

„Es ist unfaßlich," sagte die Häsin und verspeiste nachdenklich etwas vertrocknetes Moos.

„Es gibt bei den vornehmen Leuten noch viel vornehmere Dinge," fuhr der Hase fort. „Sie zähmen sich die Tiere erst, um sie dann zu Tode zu hetzen. Das ist das Allervornehmste!"

„Aber das ist ja Mittelalter! Wir leben doch in der Neuzeit?" rief die Häsin entrüstet.

Sie war historisch sehr gebildet. Die Hasen haben eine lange und traurige Geschichte, die sorgsam überliefert wird.

„Wir sind noch sehr tief im Mittelalter drin," sagte der Hase bedrückt und kummervoll. „Aber die neue Zeit wird bald kommen. Es stehen starke Geister auf, die

das Mittelalter nicht fürchten. Es sind keine armen Hasen, denn sie führen scharfe Waffen. Der Gott der Schöpfung hat sie ihnen gegeben, damit sie den Wehrlosen helfen. Man spricht davon im Wald und auf freiem Felde."

„Es ist gewiß an der Zeit," sagte die Häsin seufzend, „aber erst muß ich meine Kur brauchen."

Oben in der Luft kreisten zwei Raubvögel.

„Du," sagte der Habicht zu seiner Frau, „da unten ist ein kranker Hase. Den wollen wir fressen. Ich habe Hunger. Der andre ist gesund. Der würde uns entwischen."

Er stieß pfeilschnell auf die Häsin nieder. Der Hase sprang entsetzt hinter ein Gebüsch. Aber der Habicht konnte seine Beute nicht entführen. Ein Schuß traf ihn. Er breitete die Schwingen auseinander. Sein Blut färbte den Schnee.

„Jetzt ist meine Frau gerettet!" jubelte der Hase. „Das ist gewiß einer von den starken Geistern, die helfen kommen."

Es war kein ſtarker Geiſt.

Die Häſin richtete ſich auf, um fortzueilen. Da traf ſie ein Kolbenſchlag auf den Kopf. Sie reckte den verſtümmelten Körper. Die Augen überzogen ſich mit einem matten Schein und erloſchen. Der vornehme Mann hatte ſeine Freude an der Natur.

Im verſchneiten Gebüſch ſaß frierend und jammernd ein kleines Geſchöpf mit ſtruppigem Fell.

Hoch in der Luft kreiſte ein einſamer Vogel.

Die Blutſpuren auf dem Schnee bildeten ſeltſame Zeichen. Die Zeit iſt ſehr nah, wo man ſie leſen lernen wird.

Und erlöſe uns von dem Übel.

# Die leichtsinnige Maus

Es war eine Maus, die war leichtsinnig! Sie tanzte Walzer auf dem Schinken und wenn sie eine Falle sah, so pfiff sie ein Couplet durch die Zähne. Speck hielt sie für gewöhnlich, mit Kartoffeln spielte sie Kegel, ihre Pfoten wusch sie in Suppe und ihre Krällchen polierte sie mit Butter. Es war traurig, traurig!

Oft hatte ihre Tante, eine geborene Feldmaus, die ihr Leben lang von kalter Getreideküche gelebt, sie ermahnt, indem sie kummervoll die Pfoten faltete. „Kind," sagte sie, „du bist leichtsinnig! Du tanzest auf Nahrhaftem, pfeifst auf Gefährliches, hältst Gutes für gewöhnlich, spielst Kegel mit Bekömmlichem, wäschst deine Pfoten in der flüssigen Grundlage des Familienlebens und polierst deine Krallen in Delikatessen! Wo bleibt

da die Moral? Schlüpfrig sind die Brote, die mit Butter bestrichen sind, glatt die Wege, auf denen der Speck rutscht. Glaube es mir, der geborenen Feldmaus, es ist besser, mit wenigen Körnern in der Pfote zu leben, als in Bratensauce zu sterben." Und dann wischte sie sich eine Träne mit der Pfote ab. Es war eine Tantenträne. Auch Mäuse weinen sie.

Die Maus aber, die leichtsinnig war, nahm kokett ihren Schwanz mit der Vorderpfote auf und sagte: „Liebe Tante, geborene Feldmaus, ich piepse auf alles und ich will noch ganz was anderes tun. Ich will heute nacht auf Samt schlafen!"

Die Mausetante setzte sich bei diesen Worten auf einen scharfen Rettich und barg die Schnauze in den Pfoten. Wie furchtbar ist es, frivole Nichten zu haben, wenn man selbst eine geborene Feldmaus ist!

Die kleine Maus pfiff bedeutsam.

„Tante Feldmaus," sagte sie, „hast du schon das Neueste in der Speisekammer gesehen?"

Die Tante bekam eine scharfe Entrüstungsfalte an der Nase.

„Wie sollte ich? Ich lebe bescheiden im Keller und nähre mich von Mohrrüben und Kartoffeln, wie es meine seligen Eltern schon getan haben. Die Speisekammer ist sündhaft. Alles, was gefährlich ist, ist sündhaft. Das ist Moral! Aber die junge Generation fragt nach Butter und nicht nach Moral! Oh!"

„Butter ist auch besser," sagte die leichtsinnige Maus frech, „aber in der Speisekammer ist ganz was Besonderes. Ich hab es gestern zum Souper gespeist — Aspik. Das ist das letzte der Saison, le dernier cri, wie meine Cousine sagt. Meine Cousine ist in einer Schachtel geboren, wo Paris draufstand. Du weißt doch."

„Ich weiß," sagte die Tante Feldmaus, „ein sträflicher Leichtsinn — schon in der Wiege."

„Aspik ist schön," sagte die Nichte flötend, „das solltest du essen, Tante Feldmaus."

„Aspik ist gewiß etwas Unmoralisches!"

„Aspik ist das, was quabbelt."

„Siehst du!" sagte die Tante Feldmaus.

Wenn die Leute was nicht kapieren, sagen sie ‚siehst du' und halten es für unmoralisch. Ich weiß das aus eigener Erfahrung.

Die kleine Maus sang ein Couplet, das ich nicht wiedergeben kann, da es von Aspik und lockerer Gesinnung handelte.

„Pfui, die Welt ist verderbt!" sagte die Tante Feldmaus und hustete entrüstet.

Die leichtsinnige Maus aber rief: „Jetzt schlafe ich auf Samt!" und tanzte die Kellertreppe hinauf.

Sie tanzte in einer so unerhörten Weise, daß es sicherlich verboten worden wäre, wenn es sich um eine öffentliche Aufführung gehandelt hätte, denn die leichtsinnige Maus lebte im zwanzigsten Jahrhundert. Das ist bekanntlich ein sehr sittliches Jahrhundert und man muß sich sehr wundern, daß es

überhaupt noch leichtsinnige Mäuse gibt und sie nicht alle schon aus dem letzten Loch pfeifen. Aber wir wollen dem zwanzigsten Jahrhundert vertrauen und das Beste hoffen!

Die leichtsinnige Maus tanzte ins Zimmer und sprang direkt in ein Samtkleid hinein, so daß sie mit den Pfötchen drin versank. Es war ein unsagbar weicher Samt! Samt kann nämlich sehr verschieden sein, wie jeder weiß, der sich etwas damit beschäftigt hat.

„Jetzt werde ich also auf Samt schlafen. Huh, ist das mollig!" sagte die kleine Maus, legte sich auf die rosa Ohren und seufzte behaglich. So seufzt man nur auf Samt. Dabei lächelte die kleine Maus süffisant und dachte an die Tante Feldmaus, die nun im Keller auf einem scharfen Rettich saß und Kartoffeln mit Moral zu sich nahm. Die Maus war eben leichtsinnig! Leider — leider!

Plötzlich aber packten sie scharfe Krallen und hielten sie fest.

Die Maus erschrak. Nanu, was ist

denn das? Samt hat doch keine Krallen," dachte sie.

Sie war eben noch sehr jung und unerfahren. Sonst hätte sie gewußt, daß Samt oft Krallen hat.

Die Krallen ließen auch nach, gleich darauf aber faßten sie wieder fester zu, so daß es schmerzhaft wurde. Zugleich erschienen im Dunkeln zwei feurige Augen, kreisrund und greulich anzusehen.

„Es sind Automobillaternen," dachte die Maus, denn sie hatte häufig Sportblätter angeknabbert. Zudem war sie materialistisch und suchte jede Erklärung in Technik und Wissenschaft zu finden. Das tun heute sehr viele, auch dann noch, wenn sie die Katze am Kragen hat. Die Katze bleibt aber trotz aller Wissenschaft eine Katze und die Krallen bleiben Krallen, auch im zwanzigsten Jahrhundert.

„Sie, Herr Samt," sagte die Maus dreist, „Sie haben nicht die geringste technische Berechtigung, sich zu bewegen und Krallen

zu haben. Das ist wissenschaftlich unhaltbar. Verstehen Sie! Die letzten Forschungen haben das zur Evidenz bewiesen. Richten Sie sich doch nach der Naturwissenschaft!"

Das Leuchten der Augen wechselte zwischen Grün und Gelb. Es waren keine sympathischen und keine beruhigenden Farbentöne und der leichtsinnigen Maus wurde bänglich zumute.

Der Samt bekam jetzt eine Stimme. Er sprach laut und deutlich, in mauenden Tönen.

„Nach meiner Lebenserfahrung hat die Natur sich noch nie nach der Naturwissenschaft gerichtet. Wenn ich etwas verschlucke, ist es mir auch gleich, ob es wissenschaftlich erwiesen ist oder nicht. Die Hauptsache ist, daß es gut schmeckt. Aber Sie schmecken sicher nicht gut." Die Augen kamen näher und ein gewaltiger Schnurrbart strich tastend über den Körper der entsetzten Maus.

Nun sah sie ein, daß es lebensgefährlich war. In diesem Samt steckte etwas Furchtbares, Ungeahntes, denn er sprach von Ver-

schlucken und das hieß, daß sie ihm das war, was ihr Aspik war. Wenn man für jemand Aspik ist, dauert es nie lange — dann ist man weg. Das ist wirkliche Naturwissenschaft, aber keine angenehme. Oh, es war furchtbar — furchtbar! Die leichtsinnige kleine Maus faltete die Pfoten und weinte bittere Tränen — keine Tantentränen, sondern Tränen der Angst und Reue und sie gelobte, sich bis in den Grund ihrer Mausseele zu bessern, wenn sie den Tatzen dieses mauenden Samts entschlüpfen würde.

Oh, Tante Feldmaus, wie wahr sind deine Worte und wie verrucht bin ich gewesen und meine Cousine aus der Schachtel, wo Paris draufstand!

„Nein, Sie schmecken nicht gut," fuhr der Samt fort. „Ich könnte Sie ja totbeißen," meinte er höflich erklärend, „aber das ist Knabensport. Ich kenne Mäuse zur Genüge. Ich bin Wirkl. Geheimer Mausrat, Exzellenz, und erhaben über Kindereien. Wenn Sie noch eben geboren wären, könnte man Sie ja zur Not schlucken, doch auch

nur zur Morgenmilch. Aber so — nein. Ich habe mich von der Welt zurückgezogen und bin moralisch. Also gehen Sie und gehen Sie in sich!"

Die Maus lief so schnell sie konnte und preßte die Vorderpfote auf das kleine klopfende Herz. In der Küche ging sie schon in sich, auf der Kellertreppe noch mehr und beim scharfen Rettich, wo die Tante saß, war sie schon ganz in sich gegangen. Wenn man in sich geht, bleibt meist nicht viel von einem nach. So war es auch bei der Maus.

„Oh, Tante Feldmaus!" rief sie schluchzend, „ich habe etwas Furchtbares erlebt! Ich habe auf Samt gelegen, der Augen und Krallen hatte und in mauenden Tönen sprach. Der Samt konnte mich verschlucken, aber er hat es nicht getan, weil er eine Exzellenz und moralisch war, und darum bin ich in mich gegangen und werde nun auch moralisch werden!"

Die Tante Feldmaus verstand das alles nicht, aber grade darum war sie doppelt ergriffen. Sie erhob sich von ihrem scharfen

Rettich und umpfotete ihre reuige Nichte in tiefster Rührung. Es war eine Tantenrührung. Auch Mäuse haben sie. Und weil das alles eigentlich Blödsinn war, so sagte sie, es wäre ein Wunder und gründete einen Verein zur Rettung leichtsinniger Mäuse. Die leichtsinnige Maus aber und ihre Cousine aus der Schachtel, wo Paris draufstand, nahmen den Spinnwebschleier und leisteten das Kartoffelgelübde. Und alles war voll des Lobes über den moralischen Samt, der sich von der Welt zurückgezogen hatte.

Dies war ein Irrtum. Samt ist nie moralisch. Krallen hat er und Augen auch, oft recht schöne Augen. Aber moralisch ist er nicht. Das ist etwas, was ich ganz genau weiß.

Auch der Wirkl. Geheime Mausrat hatten sich nicht so ganz von der Welt zurückgezogen. Exzellenz schlichen gleich darauf auf leisen Sohlen in die Speisekammer, schoben mit geübter Pfote einige Teller beiseite und speisten eine Schüssel voll zarter

Krabben mit tiefem und geschultem Verständnis.

Viele ziehen sich in dieser Weise von der Welt zurück und fressen heimlich die zartesten Krabben. Von solchen Leuten stammt dann die Moral im Keller.

# Die fünfte, sogenannte feuchte Sinfonie

Auf dem Teich ruderten elf kleine Entchen mit ihrer Entenmama. Zusammen war's also ein Dutzend, ein richtiges Dutzend. Es war eine Familienflotte. Und nicht nur das. Es war eine Flotte der Gefräßigkeit.

„Das Leben besteht aus der Familie und dem Fressen," sagte die Entenmutter.

„Ja, Mama," sagten die Kleinen und fraßen den ganzen Tag.

In einer verschwiegenen Ecke des Teiches hatten sich Frösche versammelt. Es war der philharmonische Chor, der sich zu einer Generalprobe eingefunden hatte. Die fünfte, sogenannte feuchte Sinfonie wurde einstudiert. Die Aufführung des gewaltigen Chorwerkes sollte an einem der nächsten Abende stattfinden.

Zu beiden Seiten des Dirigenten, eines dicken, echauffierten Frosches, hatten der Damenchor und der Herrenchor Aufstellung genommen. In der Mitte war nichts, denn der Dirigent konnte wohl vorzüglich nach beiden Seiten zugleich sehen, aber nicht geradeaus. Seine Augen waren mal so eingerichtet und man nahm Rücksicht darauf, denn es war ein sehr berühmter Dirigent. Das Wasser klatschte nur so, wenn er dirigierte. So berühmt war er.

Die fünfte, sogenannte feuchte Sinfonie begann.

Der Dirigent klopfte mit dem grünen Finger auf ein Blatt.

„Zuerst das Andante," sagte er. „Die Damen und Herren singen gemeinsam. Bitte piano, pianissimo. Mit halber Kehlblase."

„Die Rosen ruhen im Wasser.
Quabblig wird mein Sinn.
Mein Bräutigam, mein nasser,
Quakt vor sich hin."

„Sehr gut," sagte der Dirigent, „nur ‚quabblig' bitte ganz amoroso. Bedenken

Sie, daß es sich um eine mädchenhafte Regung handelt. Nun das Scherzo. Ich bitte die Damen, mit den Füßen leise im Wasser zu klatschen, staccato in lappigen Lauten. Die Damen singen allein. Die Herren bitte ich dringend, unterdessen keine Fliegen zu fangen. Die schnappenden Töne stören in einer Sinfonie ganz ungemein."

„Nun plätschert er, nun kreucht er,
Nun hupft er auf den Sand.
Mein Bräutigam, mein feuchter,
Winkt mit grüner Hand."

„Bitte, ‚winkt mit grüner Hand' etwas neckischer," sagte der Dirigent. „Er spritzt mit der grünen Hand beim Winken. Es ist gleichsam symbolisch, die ersten Tropfen, verstehen Sie. Nun die Herren allein das Allegro. Ich bitte die Damen, unterdessen keine Fliegen zu fangen. Die Herren bitte ich, sich crescendo aufzublasen."

„Nun wird er kühn und kühner.
Dahin ist meine Ruh.
Mein Bräutigam, mein grüner,
Krabbelt auf mich zu."

„Sehr gut," sagte der Dirigent, „nur ‚krabbelt auf mich zu' etwas mehr passionato. Nun, bitte, die Damen und Herren zusammen das Finale. Forte, fortissimo. Mit vollen Kehlblasen."

„Die Rosen schwanken im Wasser.
Die Augen quellen so groß.
Mein Bräutigam, mein nasser,
Quakt in meinem Schoß!"

Mit mörderischem Geschnatter fuhr die Flotte der Gefräßigkeit mitten in das Finale der fünften, sogenannten feuchten Sinfonie. Sie schnappte voll Appetit nach den Beinen der Philharmoniker.

„Familie und Fressen!" rief die Entenmutter triumphierend.

„Ja, Mama," schrien die Kleinen und durchstöberten das ganze Schilf.

Aber sie fanden nichts mehr. Die Philharmoniker hatten sich gerettet. Sie saßen tief aufatmend an einer sicheren Stelle und schluckten Fliegen.

„Es ist ein wahres Glück," sagte der

Dirigent, „daß die Flotten der Gefräßigkeit stets vorher ein so mörderisches Geschnatter erheben. Da kann man sich vorsehen. Sie würden sonst alle Philharmoniker einfach auffressen und wo bliebe dann die fünfte, sogenannte feuchte Sinfonie?!“

# Der Mann mit dem schwarzen Gesicht

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht ist Boxer. Ich bin sehr befreundet mit ihm, und so beschloß ich eines Tages, ihn zu interviewen. Man kann doch allerlei dabei lernen, dachte ich, ein Einblick in die Verschiedenheit der Natur ist immer wertvoll, und vielleicht gibt der Mann mit dem schwarzen Gesicht mir interessante Streiflichter aus der Hundeperspektive — aus der wirklichen natürlich, nicht aus der, die die Menschen darunter verstehen.

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht nagte gerade einen respektablen Knochen, den er in den Küchenräumen eingefordert hatte. Es ist das so, als ob wir nach Tisch eine Zigarre rauchen.

„Hol dir auch einen Knochen aus der Küche," sagte er gönnerhaft. Wir duzen uns nämlich.

Ich wehrte dankend ab. „Ich wollte dich heute einiges fragen. Ich schreibe ein Buch. Da brauch' ich deine Ansichten. Über die Menschen zum Beispiel."

Der Knochen splitterte.

„Über die nackten Zweibeiner also. Das ist ein sehr knorpeliges Thema." Er knurrte leise.

Ich war einigermaßen verblüfft. „Wie meintest du? Nackte Zweibeiner? Ich meinte, über uns."

„Ja, so heißt ihr," sagte der Mann mit dem schwarzen Gesicht ruhig, „die Bezeichnung ist sehr treffend. Findest du nicht auch?"

Ich fand es also auch.

„Darüber gebe ich eigentlich nicht gerne Auskunft," sagte er, „das Thema ist wie ein Stück Fleisch. Auf einer Stelle gut, auf der andern kann man sich die Zähne dran zerbeißen, so sehnig ist es."

„Aber etwas könntest du mir doch sagen. Nur einige allgemeine Gesichtspunkte. Man hat doch über sich selbst nicht das Urteil."

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht begann den Knochen von der andern Seite.

„Schön," sagte er wohlwollend. „Aber mehr als das bißchen, das wir so als junge Hunde lernen, kann ich dir nicht sagen. Das geht nicht. Auch kann ich mich nur ganz objektiv äußern — und auch nur in der Form der Unterhaltung. Weißt du, ich halte gerade Nachmittagsruhe." Er wies mit der Pfote auf den Knochen.

„Natürlich. Es ist nur ein Interview. Bloß so. Laß dich ja nicht stören. Also was lernt ihr — pädagogisch betrachtet — als junge Hunde über die nackten Zweibeiner?"

„Nur das Nötigste. Das andere ergibt sich von selbst und ist auch zu verschieden. In erster Linie ist der Wert der nackten Zweibeiner ein rein wirtschaftlicher. Je näher der Küche, um so besser. Ausnahmen gibt es natürlich. Naturwissenschaftlich wäre folgendes zu sagen: Die nackten Zweibeiner haben in der Urzeit offenbar eine Art Räude gehabt, denn sie haben alles Fell verloren bis auf die geringe und geradezu albern

wirkende Behaarung auf dem Kopf. Beim weiblichen Geschlecht ist diese stärker, dafür setzen die männlichen nackten Zweibeiner in der Schnauzengegend einige Haare an, die sie sehr pflegen, obwohl das keinen Sinn hat. Von einem eigentlichen Fell kann man nicht sprechen. Ihr Gang ist sehr merkwürdig und ähnelt dem eines Storches. Sie stellen sich auf die Hinterbeine und gehen mit gravitätischen Schritten von grotesker Komik verhältnismäßig langsam vorwärts, während sie die Vorderpfoten hängen lassen oder in der Luft schlenkern. Das alles sieht, besonders von weitem und wenn sie in größeren Mengen herumspazieren, sehr sonderbar aus. Dazwischen verneigen sie sich und nicken mit den Köpfen oder sie stoßen ein merkwürdiges Lachen aus, das dem Wiehern eines jungen Pferdes sehr nahekommt. Aber ich möchte nicht taktlos sein. Am Ende kränkt es dich?"

„Oh, gar nicht, ich habe ja selbst darum gebeten."

Im stillen war ich wohl etwas gedrückt.

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht hatte meine Stimmung bemerkt.

„Die nackten Zweibeiner," lenkte er gutmütig ein, „würden ja gar nicht so unsagbar komisch wirken, wenn sie sich nicht so wichtig vorkämen. Sie laufen mit einem Gesicht herum, als röchen sie alles. Dabei haben sie eine miserable Nase und finden beinahe nie eine Spur, nicht mal die allereinfachste."

„Ja, mit dem wichtigen Ausdruck hast du recht," sagte ich seufzend und dachte an sehr viele Leute dabei. „Das andre ist mir allerdings etwas neu und überraschend. Du verstehst."

Er sah diskret weg und knabberte an seinem Knochen.

„Die nackten Zweibeiner," fuhr er fort, „haben also kein Fell bis auf die wenigen Haare, die zudem bei älteren Exemplaren ausfallen oder grau werden. Die Jungen — selten mehr als eins — kommen ebenfalls nackt zur Welt und sind sehr lange unbeholfen. Um nicht zu frieren, hüllen sich

die nackten Zweibeiner in Lappen von verschiedenen Farben. Es sieht sehr häßlich aus, aber die hilflosen Geschöpfe können schließlich nicht anders, sie kämen ja um vor Frost."

Ich schwieg dazu. Ich hatte keine Lust, ihn über unsre sittlichen Grundsätze aufzuklären, die den Körper für etwas Unanständiges halten.

„Das Gesicht und die Vorderpfoten bleiben frei," erklärte der Mann mit dem schwarzen Gesicht weiter. „Nur wenn die nackten Zweibeiner große Versammlungen haben und sich verneigen und mit dem Kopf nicken, dann verdecken sie meist auch die Vorderpfoten. Warum, weiß ich nicht."

Ich wußte es auch nicht.

„Ihre Zähne sind schwach, obwohl sie viel und gerne fressen. Aber eine richtige Beißerei habe ich nie gesehen. Im Gegenteil, oft habe ich bemerkt, daß, wenn zwei nackte Zweibeiner besonders wütend aufeinander waren, sie sich doppelt so oft voreinander verneigten und sich allerlei Angenehmes sagten. Die Vorderpfoten sind un-

gemein entwickelt, und sie sind äußerst geschickt damit, wie die Affen, mit denen sie überhaupt die meiste Ähnlichkeit haben. Der Schwanz fehlt bei allen Exemplaren; daher können sie nicht wedeln. Sie zeigen die Zähne, wenn sie vergnügt sind. Auch reißen sie sich gegenseitig an den Vorderpfoten, wenn sie sich begrüßen und verabschieden. Flöhen können sie nicht. Kannst du flöhen?"

„Nein," sagte ich verlegen, „leider nicht. Ich hatte keine Gelegenheit dazu."

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht schluckte mißbilligend.

„Auch in andern Dingen sind die nackten Zweibeiner recht sonderbar," fuhr er fort, „weiße glatte Gesichter zum Beispiel halten sie für schön. Was würden wir sagen, wenn die Boxerdamen nicht den samtnen schwarzen Teint hätten und die vielen pikanten Falten? Ganz merkwürdig ist auch die Vorliebe der nackten Zweibeiner für ein gewisses schmutziges Metall. Sie laufen den ganzen Tag herum und arbeiten, um es zu bekommen. Auch geben sie es ungern wieder

her. Wenn man das schmutzige Metall hat, kriegt man die schönsten Dinge, und wer am meisten davon hat, vor dem wedeln alle andern — wenn man von Wedeln sprechen kann bei dieser trüben Schwanzlosigkeit."

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht hatte seinen Knochen beendet. „Mehr kann ich dir nicht sagen. Ich weiß noch eine ganze Menge, aber das geht über das hinaus, was ich dir sagen darf. Das sind persönliche Dinge, über die ich nachgedacht habe, und ich bin Philosoph. Philosophen sagen nie alles. Schon damit ihnen kein Maulkorb umgebunden wird."

„Das ist bei uns auch so," sagte ich.

„Siehst du. Das bißchen kannst du aber ruhig erzählen. Es ist nur Junge-Hunde-Weisheit. Viele werden auch das nicht verstehen."

„Davon bin ich überzeugt," sagte ich.

„Im übrigen," schloß er, „laß die Ohren nicht hängen, wenn du auch ein nackter Zweibeiner bist. Seele können alle haben,

nackte Zweibeiner und befellte Vierbeiner. Auf Wiedersehen!"

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht gab Pfote.

Ich verabschiedete mich. Mir war hundemiserabel.

„Du möchtest also jedenfalls kein nackter Zweibeiner sein?"

Der Mann mit dem schwarzen Gesicht fletschte die Zähne: „Rrrrrrrrrrrr!"

# Das Faultier

Das Faultier hing an einem Ast und duselte vor sich hin.

„A—i," sagte das Faultier und seufzte.

Es seufzte herzbeweglich. Seufzen hielt es für schlafbefördernd.

Unten am Stamm des Baumes saß ein kleines Pinseläffchen und las in einem Buch. Das Buch war auf Baumrinde geschrieben und in Lianengeflecht gebunden. Den Entwurf dazu hatte eine Giftspinne gezeichnet — eigenbeinig. Darum war der Einband giftgrün geworden. Das Buch hieß: ‚Wie werde ich energisch?' Solches hatte das Äffchen sehr nötig. Denn die Pinseläffchen sind zarte und schüchterne Geschöpfe.

Das Faultier seufzte herzbeweglich.

„Was fehlt Ihnen denn eigentlich?" fragte das Äffchen teilnehmend und guckte nach oben. „Ist Ihnen nicht wohl?"

„A—i," sagte das Faultier und seufzte.

„Sie sind gewiß krank," sagte das Äffchen und kletterte hilfsbereit nach oben.

Das Faultier rührte sich nicht.

„Ich bin hungrig," sagte es und seufzte.

„Aber dicht über Ihnen hängen ja die schönsten Früchte und Blätter," sagte das Äffchen erstaunt.

Das Faultier blinzelte nach oben.

„Ich bin zu faul," sagte es und seufzte.

„Sie müssen das Buch lesen: ‚Wie werde ich energisch?'" sagte das Äffchen eifrig und zeigte auf den giftgrünen Einband. „Eine Tante von mir hat das Buch gelesen und ist so energisch geworden, daß kein Affe mehr mit ihr leben kann. Meine Tante fletscht die Zähne und schmeißt mit Steinen. So energisch ist sie geworden."

„Daß ich ein Buch lese, ist vollständig ausgeschlossen," sagte das Faultier.

„Ja, was machen wir denn da?" sagte das Äffchen ratlos. „Sie können doch nicht einfach verhungern vor den reifen Früchten!"

„A—i," sagte das Faultier und seufzte.

Das Pinseläffchen hatte ein sehr weiches Herz. Es konnte das Seufzen nicht mehr anhören. Es nahm ein Bündel Blätter und stopfte es dem Faultier ins Maul. Das Faultier kaute schwer und mühsam, mit geschlossenen Augen. Das Äffchen stopfte und half mit den Füßen nach.

„So geht es aber nicht weiter," sagte das Pinseläffchen nach dem eingestopften Diner. „Sie müssen energisch werden. Ich werde Ihnen das Buch: ‚Wie werde ich energisch?' vorlesen, da Sie schon zu faul sind, es selbst zu lesen. Aber Sie müssen aufmerksam zuhören."

„Daß ich zuhöre, wenn ein Buch gelesen wird, ist vollständig ausgeschlossen," dachte das Faultier. Es sagte das aber nicht mehr. Es war zu faul dazu.

Das Äffchen setzte sich neben das Faultier und nahm den giftgrünen Einband zur Hand. Es las das ganze Buch mit lauter Stimme von Anfang bis zu Ende.

„Sind Sie nun energisch geworden?"

fragte das Äffchen und sah das Faultier erwartungsvoll an.

Das Faultier rührte sich nicht. Es war eingeschlafen.

Da nahm das zarte Pinseläffchen das Buch: ‚Wie werde ich energisch?' und warf es dem Faultier wütend an den Kopf. So energisch war es geworden — beinahe wie seine Tante, die mit Steinen schmiß und die Zähne fletschte.

„A—i," sagte das Faultier und seufzte.

— — — — — —

Man sagt, daß die Faultiere aussterben. Das glaube ich nicht. Wenn sie aber wirklich aussterben, so sind sie der beste Beweis für die Seelenwanderung.

# Unter uns Ungeziefer

Eine dicke Wanze, Frau Oberbettrat Krabbelbein, geborene Saugesanft, hatte zu einem Rout in ihre Villa, eine alte Matratze, eingeladen. Aber nur Ungeziefer im allerstrengsten Sinn des Wortes. Man wollte ganz unter sich sein. Keiner, der nicht matratzenfähig war, sollte zugelassen werden. Die Kammerwanze hatte strengste Weisung.

Frau Oberbettrat Krabbelbein hielt viel auf Standesgefühl. Außerdem sollte der Rout einen politischen Charakter tragen. Es sollte eine Resolution gefaßt werden. Das mußte streng intern bleiben. Deshalb war auch ihre Villa der richtige Ort. Denn wo kann es interner sein, als in einer alten Matratze?

Zuerst kamen die Wanzen, die zur engeren Familie gehörten. Einige alte Onkel

und Tanten mit durch und durch verwanzten Grundsätzen und vornehm glänzenden Rückenschalen. Sie krochen langsam und würdig und dufteten intensiv nach peau de punaises — mit einem Wort, alte Familie. Auch setzten sie die Füße noch in den altmodischen zierlichen Pas, wie sie es in der ersten Krabbelstunde gelernt hatten. Denn die Wanze ist konservativ. Daher bleibt sie auch, so lange sie irgend kann, in der alten Matratze — wenn nicht ausgeklopft wird.

Nach verbindlichem Bewegen der Fühlhörner gruppierte man sich um die Dame des Hauses.

Gleich darauf kam auch die Jugend. Einige Flöhe aus den allerbesten Kreisen. Darunter der Champion im Hochsprung und der Champion im Weitsprung. Überhaupt Sportsleute, jeunesse dorée. Der Führer der Gesellschaft war ein elegant gebauter, viel gereifter Floh mit lässigen Beinbewegungen. Sein Wahlspruch war: ‚toujours en dessous' und man sagte ihm nach, er sei frivol und blasiert. Aber da er sein Un-

gezieferblut nie verleugnet hatte, so sah man ihm das nach und entschuldigte es mit den weiten Reisen, die ja bekanntlich das Gemüt verderben und es leicht von der alten angestammten Matratze ablenken zu Dessous und ähnlichen unsoliden Gegenständen.

Auch Läuse kamen, Kopfläuse. Sie hatten ihre Handarbeit mitgebracht, einige Haare, an denen sie emsig häkelten. Läuse sind so tätig.

Alles kroch an der Dame des Hauses vorbei, die ihr rechtes Fühlhorn graziös zum Kuß reichte. Es herrschte strenge Matratzenetikette. Es roch förmlich nach Tradition und peau de punaises.

Nachher lagerte man sich zwanglos. Man war ja unter sich. Nur die Schaben durften an dem Defiliergekrieche nicht teilnehmen und auch das Fühlhorn von Frau Oberbettrat Krabbelbein nicht küssen. Sie galten als Küchenpersonal und so was hat unter lauter echtem Ungeziefer abseits zu stehen. Es ist nicht standesgemäß. So saßen die Küchenschaben bescheiden am Ende der

Matratze. Hinter ihnen, als noch minderwertiger, waren die Bücherläuse postiert, die grau und unscheinbar aussahen.

Frau Oberbettrat Krabbelbein faltete die Fühler und sagte:

„Liebe Gesinnungsgenossen! Ich heiße Sie alle von ganzem Wanzenherzen mit beiden Fühlern willkommen. Ein ernster Zweck hat uns vereint. So laßt uns beginnen. Baron Plattmagen hat das Wort."

Baron Plattmagen, ein schon altersbrauner Wanzerich, erhob sich.

„Meine Damen und Herren, sowie auch Küchenschaben und Bücherläuse" — er trennte die Anrede — „unsere hochverehrte Frau Oberbettrat Krabbelbein hat recht gesprochen. Es ist ein ernster Zweck, der uns hergeführt hat. Unsere vitalsten Interessen stehn auf dem Spiel. Der ehrwürdige Boden, auf dem wir fußen, beginnt zu wanken. Es ist eine schlimme Zeit. Eine Zeit, in der alte Matratzen ausgeklopft werden."

Baron Plattmagen bewegte ergriffen

die Beine. Frau Oberbettrat Krabbelbein blickte tränenden Auges auf ein Loch in ihrer Villa. Ein beifälliges Krabbeln ging durch die ganze Gesellschaft.

„Ich danke Ihnen für Ihre Zustimmung," sagte Baron Plattmagen, „sie ermutigt mich, fortzufahren. Wenn wir unsere Interessen verteidigen, so verteidigen wir eine große Vergangenheit. Was haben wir alles geleistet! So lange man denken kann, haben Wanzen und Flöhe Menschen und Tiere ausgesaugt. Wir haben auch sonst unendlich viel für die Kultur geleistet. Ja, wir leisten es noch heute. Sehen Sie um sich! Wo ist der Champion im Hochsprung? Wo ist der Champion im Weitsprung? Unter uns sind sie! Unter den besten der Unseren. Gehen wir vom Geschichtlichen ab. Welch einen Hausfleiß entwickeln unsere stillen sanften Verwandten, die Läuse! Sehen wir von der Gesellschaft ab. Selbst die Niederen unter uns, die Küchenschaben, entwickeln Fleiß und Ausdauer, getreu unserem leuchtenden Beispiel! Gehen wir noch tiefer. Betrachten wir

die Bücherläuse. Sie zerstören in der Literatur, was sie können. Leider immer noch nicht genug und nicht am richtigen Platze. Sie fressen zu wahllos. Ich will ihrer Tätigkeit unser Wohlwollen nicht vorenthalten. Aber von durchgreifendem Nutzen kann sie nur sein unter unserer Leitung, wenn sie streng in unserem Sinne, durchaus ungeziefergemäß ausgeübt wird."

Die Bücherläuse schwiegen bedrückt und sahen ergeben auf Baron Plattmagen. Sie hatten wirklich getan, was sie konnten. Ihnen war schon ganz wüst im Kopf vom vielen Bücherzerfressen und zum Verdauen war überhaupt keine Zeit mehr.

„Richten Sie Ihr Augenmerk vor allem auf die Tagespresse!" rief Baron Plattmagen. „Hier liegt die Gefahr. In Büchern ist Kunst und solch ein Kram dabei, darum liest das kein Mensch. Aber die Zeitung liest jeder, weil er wissen will, was er denken soll. Die Presse ist unser ärgster Feind. Jeden Tag stehen die aufreizendsten Annoncen in der Zeitung, wie man Ungeziefer vertil-

gen kann. Das muß das Publikum verderben. Freſſen Sie die Preſſe, wenn Ihnen unſere Intereſſen heilig ſind und wenn Sie würdig bleiben wollen, in den Reihen des Ungeziefers zu ſtehen. Wir alle aber, meine verehrten Damen und Herren, ſowie auch Küchenſchaben und Bücherläuſe, wir wollen uns wenden gegen dieſe verwerfliche Hetze und abſcheuliche" — der Redner ſtockte — „dieſe abſcheuliche — es ſteht im Konverſationslexikon unter J . . ."

„Intelligenz," warf eine Bücherlaus hilfreich und beſcheiden ein.

„Ach was, halten Sie die Beißzange!" ſchrie Baron Plattmagen echauffiert, „abſcheuliche Infamie, wollte ich ſagen."

„Unter uns Ungeziefer iſt das doch ganz egal," meinte der elegante Floh mit dem Wahlſpruch ‚toujours en dessous'.

Man überging es taktvoll. Man wußte ja, er war frivol. Das kam von den weiten Reiſen, wo das Gemüt verdorben wird.

Baron Plattmagen erhob beide Fühler.

„So faſſen wir denn," rief er, „ſo faſſen

wir denn alles zusammen, was uns teuer ist. So fassen wir denn eine Resolution und fassen wir sie zusammen in die Worte: schützet eure alten Matratzen!"

Nicht endenwollendes Bravorufen und Beineklatschen folgte dem Schluß der Rede.

Schützet eure alten Matratzen!

Man fühlte, daß in diesen Worten wirklich alles erschöpft war, was dem Ungeziefer heilig ist.

— — — — — —

Der Rout von Frau Oberbettrat Krabbelbein, geborenen Saugesanft, war zu Ende.

Es juckt einen förmlich.

# Der Pilger mit dem schleppenden Hinterbein

Ein kleiner Käfer krabbelte mühsam auf steinigem Weg. Es waren viele Hindernisse auf seiner Straße, Strohhalme und sonstige schwer zu bewältigende Gegenstände. Es war recht anstrengend. Fliegen konnte er nicht. Es war ein Krabbelkäfer. Zudem war sein linkes Hinterbein verkümmert — schon von Geburt an. Er schleppte es nach. Es war ein trauriger Fall. Aber er pilgerte tapfer weiter. Käfer gehen nicht und wandern nicht. Sie pilgern. Das ist ein großer Unterschied.

„Gehen Sie doch aus dem Wege!" schrie eine Hummel, namens Summser, den Pilger an und brummte böse. „Strolcht so was auf der Straße herum und stört achtbare Damen, die sich auf den Blumenmarkt begeben!"

„Entschuldigen Sie," sagte der Pilger mit dem schleppenden Hinterbein, „ich muß pilgern, ich bin ein Krüppel."

Er wies mit dem Fühlhorn auf das verkümmerte Hinterbein.

„So, so," sagte Frau Summser mitleidig, „dann ist es etwas anderes. Das habe ich nicht gesehen. Ich war so eilig. Wenn man heutzutage nicht sehr zeitig an die Blumen kommt, ist alles vergriffen. Die Konkurrenz ist so sehr groß. Aber warum müssen Sie denn pilgern? Wäre es mit Ihrem Bein nicht besser, zu Hause zu bleiben? Sie müßten heiraten. Dann haben Sie wenigstens Ihre regelmäßigen Mahlzeiten."

„Nein, ich muß pilgern," sagte der Pilger mit dem schleppenden Hinterbein. „Ein alter Käfer, den ich meines Leidens wegen konsultierte, sagte mir das. Er sprach von der Religion des heiligen Scarabäus und sagte, ich müsse das Rad des Lebens suchen. Das ist ein sehr alter Glaube und ein großer Trost für arme Krabbelkäfer."

„Und was hat man davon?" fragte

Frau Summser. „Es ist doch gewiß viel vernünftiger, rechtzeitig auf den Markt zu kommen."

Der kleine Käfer zog das verkrüppelte Bein mit einer zuckenden Bewegung an den Körper, so daß es nicht mehr zu sehen war.

„Man kann ein Rosenkäfer werden," sagte er geheimnisvoll.

„Ist das ein lohnender Beruf?" fragte Frau Summser.

Sie war eine überaus praktische Hausfrau. Ihre Honigtöpfe waren unübertroffen und bekannt im ganzen Umkreis eines Insektenfluges.

„Man glänzt dann wie flüssiges Gold und man kann fliegen. Man ruht in den Rosen und atmet ihren Duft."

Frau Summser wurde hierdurch an ihren Markt erinnert.

„Jetzt muß ich mich wirklich beeilen," sagte sie, „die Konkurrenz ist eine zu große heutzutage. Jedenfalls wünsche ich Ihnen alles Gute."

Der Pilger mit dem schleppenden Hinter-

bein pilgerte weiter. Über den Weg kam ein Wagen gefahren.

„Das ist das Rad des Lebens," dachte der Pilger mit dem schleppenden Hinterbein und hastete darauf zu.

Das Rad ging über ihn hinweg.

Auf dem Wege war nichts als eine formlose Masse.

— — — — — —

Zur selben Stunde kroch im sonnigen Süden ein kleiner Rosenkäfer aus dem Ei. Ganz zuerst betastete er mit dem Fühlhorn sein linkes Hinterbein. Er wußte selbst nicht, warum er es tat. Das linke Hinterbein war gesund und kräftig und glänzte wie flüssiges Gold. Es war fast noch schöner und glänzender als die anderen Beine.

Die Rosen dufteten.

Das Rad des Lebens ging weiter.

# Jeremias Kugelkopf

Jeremias Kugelkopf war ein Seehund. Er war ein sanftes, friedfertiges Geschöpf. Er war innerlich wie er äußerlich war: rund, kugelig und ohne Ecken.

So war Jeremias Kugelkopf.

Er lebte weit draußen im Weltmeer und die Wellen des Weltmeeres trugen ihn wie in einer Wiege. Er wußte, daß das Weltmeer sehr wild sein konnte, und er wußte, daß es sehr still sein konnte. Er wußte auch, daß das Weltmeer sehr groß war und daß er sehr klein war. Darum war Jeremias Kugelkopf still und bescheiden.

Mittags aß er Fische. Aber damit waren seine Interessen nicht erschöpft.

Jeremias Kugelkopf hatte auch höhere Interessen. Wenn die Glocken läuteten an der Küste von Feuerland, hob er den Kopf

aus dem Wasser, klappte die Ohren weit auf und hörte andächtig zu. Dann kamen Tränen aus seinen Augen, tatsächlich Tränen.

„Eigentlich wäre es doch sehr schön, ganz an der Küste von Feuerland zu leben," dachte Jeremias Kugelkopf, „dann höre ich die Glocken ganz nah und brauche die Ohren nicht so weit aufzuklappen. Es kommt so leicht was hinein. Mit den Ohren muß man sehr vorsichtig sein."

Jeremias Kugelkopf klappte die Ohren sorgsam zu, bürstete den Schnurrbart mit der Flosse und schwamm an die Küste von Feuerland.

Das Abendrot legte sich über das Weltmeer. Es wurde kühl in den Wellen. Jeremias Kugelkopf störte das nicht. Er hatte eine Speckschicht. Seine Garderobe war so eingerichtet. Sie war seetüchtig in jeder Beziehung.

Am Ufer tat Jeremias Kugelkopf einen gewaltigen Satz und schnellte sich hinauf. Dann rutschte er weiter und sah sich mit den großen klugen Augen um, so wie jemand,

der Wohnung sucht und gespannt ist, was er finden wird.

Was Jeremias Kugelkopf fand, war sehr sonderbar.

Auf dem Ufer saßen Scharen von Pinguinen. Sie wedelten mit den Flügeln, die wie Talare auf weißen Vorhemden aussahen.

„Das sind sehr komische Vögel," dachte Jeremias Kugelkopf, „solche Vögel habe ich noch nicht gesehn. Es sind auch so viele und sie sprechen alle durcheinander. Es ist so geräuschvoll. Ich glaube, es ist nichts für mich."

Die sonderbaren Vögel kakelten und verbeugten sich dabei unentwegt. Es sah sehr possierlich aus.

„Es scheinen höfliche Leute zu sein," dachte Jeremias Kugelkopf und rutschte näher.

Ein Vogel watschelte auf ihn zu. Er war groß und dick, eine kegelförmige Figur.

„Sie wollen wohl unsere Eier besichtigen?" fragte er verbindlich. „Wir legen

sehr viel Eier. Viele Touristen aus dem Weltmeer kommen sie besichtigen. Es ist eine Sehenswürdigkeit. Aber Sie dürfen sie nicht näher untersuchen. Das erlauben wir nicht."

„Nein," sagte Jeremias Kugelkopf kleinlaut, „die Eier, die Sie legen, wollte ich eigentlich nicht sehen. Ich wollte die Glocken von Feuerland läuten hören. Die Glocken läuten hier doch jeden Abend? Oder habe ich mich geirrt?"

Der dicke Vogel zuckte pikiert mit den verkümmerten Flügeln.

„Natürlich läuten die Glocken," sagte er ärgerlich, „aber die Hauptsache sind doch die Eier, die wir legen!"

Jeremias Kugelkopf verstand nicht gleich. Er war ein bißchen tranig.

Da läuteten die Glocken von Feuerland und Jeremias Kugelkopf freute sich.

In demselben Augenblick aber fuhren die sonderbaren Vögel aufeinander los. Sie verneigten sich nicht mehr. Sie wedelten wütend mit den Talaren, kreischten ent-

setzlich und zankten sich um ihre Eier. Man hörte das tiefe Weltmeer nicht mehr ans Ufer branden und die Glocken von Feuerland erstickten im Geschrei.

Jeremias Kugelkopf klappte voller Schrecken die Ohren zu und sprang mit einem Satz ins tiefe Weltmeer zurück.

Er ruderte ganz verstört mit den Flossen und schwamm weit, weit von der Küste fort.

Auf einer kleinen einsamen Insel ruhte er sich aus.

Bis hierher drang das Geschrei der sonderbaren Vögel nicht mehr um die Eier, die sie gelegt hatten. Aber durch die klare, reine Luft trug der Wind die Glockentöne von Feuerland über das tiefe Weltmeer.

Da war Jeremias Kugelkopf dankbar und froh und blieb immer auf seiner einsamen Insel.

Jeden Abend hörte er die Glocken läuten.

Dann war Jeremias Kugelkopf gerührt und weinte.

Die Tränen fielen ins Weltmeer.

# Allräunchen

# Alräunchens Geburt

Es war ein trüber Regentag, als Alräunchen geboren wurde.

Es war kein Landregen, von dem man Gutes erhofft. Es war ein nasser kalter Nebel, der alle Farben löscht und alle Konturen verwischt. Es war im Februar und Karnevalszeit und durch den Nebel huschten Masken.

Alräunchen lag in den Kissen, wimmerte und sah scheußlich aus. Drei Ärzte standen dabei und sprachen lateinisch. Zum Schluß meinten sie einstimmig, das Kind wäre ein ‚Fall' und für die Lebensfähigkeit könnten sie nicht garantieren.

Die Eltern waren sehr betrübt. Es ist nicht angenehm, einen ‚Fall' zum Kind zu haben. Kinder sollen hübsch normal sein.

Nur tut man meistens nichts dazu im eigenen Leben. Man schließt Ehen standesgemäß und portemonnaiegemäß und nennt das Gottes Willen. Die Natur hat sich danach zu richten. Das tut sie aber nicht. Deshalb ist die Natur auch nicht anständig und man verhüllt sie, wo es irgend angeht. Das Verhüllen nennt man Sittlichkeit. Aus dem, was man Gottes Willen nennt, und aus dem, was man Sittlichkeit nennt, baut man das menschliche Leben auf. Es hält auch wunderschön, wenn alles hübsch normal ist. Nur, wenn die unanständige Natur sich meldet, reißt der Damm. Woraus man zu ersehen hat, daß alles schön normal sein soll, daß man die Natur als unanständig auszuschließen hat und alles so zu sein hat, wie es getauft ist.

Alräunchen war also nicht normal und darum wußte man auch nicht recht, wie man ihn taufen sollte. Ich sage ‚ihn', denn Alräunchen war ein Knabe, vorausgesetzt, daß er am Leben blieb, was die Ärzte mit lateinischen Worten lebhaft in Zweifel zogen.

Die Verwandten standen auch herum und trösteten mit der bekannten großen und innigen Verwandtenliebe, die daher kommen soll, daß man denselben Namen trägt, und sagten, es könne doch noch etwas daraus werden. Man könne nie wissen und es hätte schon Fälle gegeben, wo . . . Sie erzählten die Fälle.

Es war sehr liebevoll von ihnen, denn im stillen waren sie froh, daß ihnen der ‚Fall' nicht passiert war.

Schließlich faßte man sich allerseits und gab Alräunchen auch einen Namen. Aber der kommt für uns nicht in Frage. Wir wollen ihn so nennen, wie er den Leuten erschien, als Alräunchen.

Alräunchen ist ein Wechselbalg, ein Wurzelmännchen, das ganz tief in der Erde wurzelt und das zum Wechselbalg wird, wenn man die Wurzeln aus der Erde herausreißt.

Dann zogen feinfühlige Verwandte den Vorhang der Wiege rücksichtsvoll zu und

Alräunchen blieb im Dämmerlicht seiner ersten Lebensstunde.

Draußen regnete es und die Masken huschten durch den Regen. Drinnen war es still. Die Uhr tickte leise und ein großer Kater schnurrte am Ofen.

Schließlich stand der Kater auf, schlich leise zur Wiege und schob den Vorhang behutsam mit der Pfote beiseite. Sein Schnurrbart sträubte sich tastend nach vorne und er beäugte und beschnüffelte das Etwas in den Kissen mit genauester Sachkenntnis.

„Nein, das ist kein Mensch," sagte er anerkennend, „das ist so was von uns, aber doch nicht ganz. Es ist sehr merkwürdig. Ich will mal sehen, was daraus wird."

Da griff die Kinderhand nach der Pfote des Katers und hielt sie fest.

Das war Alräunchens erste Freundschaft.

# Die Ansichten des Nußknackers

„Die Hauptsache im Leben ist, daß man alles zerbeißt und immer sauber zwei Schalen und einen Kern ausspuckt," sagte der Nußknacker und sah Alräunchen aus seinen wasserblauen Augen herausfordernd an.

Alräunchen war kein Baby mehr, sondern ein kleiner Knabe und hatte den Nußknacker zu Weihnachten bekommen. Er hatte mitten unter dem Lichterglanz der Tanne gestanden, hatte eine bunte Uniform und einen Zopf gehabt und ausnehmend grimmig ausgesehen. Seine Uniform, der lange Zopf und die Grimmigkeit nahmen seine ganze kleine Person immer völlig in Anspruch.

Alräunchen liebte ihn in seiner Weise, wie alles, was seiner Obhut anvertraut war. Aber die Uniform und der Zopf gefielen

ihm nicht und die hölzerne Würde fand er komisch. Alräunchen war eben kein normales Kind. Noch immer nicht, wie die Verwandten sagten.

„Jawohl," sagte der Nußknacker und knackte ordentlich mit der Kinnlade, „immer zerbeißen und ausspucken. Dann weiß man, woran man ist. Du bist natürlich wieder anderer Ansicht," schloß er vorwurfsvoll.

„Alles kann man nicht zerbeißen," sagte Alräunchen nachdenklich.

Der Nußknacker griff empört an seinen Zopf.

„Natürlich kann man das," schrie er, „ich kann es wenigstens und alle, die eine Uniform und einen Zopf haben und solch einen Mund wie ich!"

Alräunchen schüttelte den Kopf. Er dachte an die Nächte, in denen er mit wachen Augen dagelegen und Dinge gesehn hatte, die nicht greifbar waren. Denn Alräunchen sah die Seelen der Dinge und hörte lautlose Stimmen flüstern. Oh, die Kommode hatte neulich so schön aus der Großmutter-

zeit erzählt und so komische Gesten dazu gemacht mit den zierlichen Rokokobeinchen und der Teekessel hatte immer die große Schnauze auf- und zugeklappt und hatte dazwischengesprochen, bis die Kommode pikiert geschwiegen hatte. Später hatten dann Schatten im Zimmer gesessen, schwache, kaum wahrnehmbare Gestalten mit Kleidern wie aus Spinnweb, und hatten ganz so ausgesehen, wie die Kommode es geschildert hatte. Sie hatten auf die alte Standuhr gezeigt und sich zugenickt ... Oh, so viel hatte Alräunchen gesehen, wenn er es auch noch nicht verstehen konnte.

Es sind traurige Augen, die das sehen. Es sind Alräunchenaugen. Sie sind selten, wie die Alräunchen selten sind. Das ist ein großes Glück, denn wo blieben sonst die Uniformen und die Zöpfe, die normale Sittlichkeit und all das, was die Menschen Gottes Willen nennen — wenn viele mit den traurigen Augen hinter die Dinge sehen würden?

„Nein, alles ist nicht greifbar," sagte

Alräunchen, „es gibt viel, viel mehr als das, was man greifen kann. Das Greifbare ist nur so nebenbei. Es ist nicht das Eigentliche."

„Das ist Unsinn!" schrie der Nußknacker und wurde noch röter als er sonst war. „Was nicht greifbar ist, kann man nicht zerbeißen und ausspucken, also ist es gar nicht da. Das ist die einzig wahre Weisheit. Das ist exakt."

Er spuckte zwei Nußschalen und einen Kern aus, gerade vor Alräunchens Füße. Es war wie ein ausgespuckter Beweis.

Alräunchen schob die Schalen beiseite und aß den Kern auf.

„Was war im Kern?" fragte er.

„Wie soll ich das wissen, wenn du ihn verschluckt hast!" brüllte der Nußknacker wütend, „du bist ein dummer Junge!"

Das war auch ein Beweis und sogar ein sehr üblicher und beliebter. Alräunchen hatte ihn schon oft von anderen gehört, in der Schule und zu Hause, wenn er nach solchen Dingen fragte.

Der Nußknacker sah ein, daß er zu weit gegangen war. Er kriegte so viele Nüsse von Alräunchen und wurde abends immer sorgsam in ein kleines Bett gelegt, in dem er behaglich die hölzernen Beine ausstrecken konnte. Das war nötig. Denn es ist viel ermüdender, auf hölzernen Beinen zu stehen als auf beweglichen.

Er beschloß also, einzulenken.

„Es würde dir überhaupt viel besser gehen," sagte er, „und du würdest nicht überall anstoßen und dir Beulen holen, wenn du hübsch und hölzern wie ich, auf einem Fleck stehenbleiben würdest statt dich auf allerlei Gebieten herumzutreiben. Man muß immer auf einem Fleck stehen. Dann passiert einem nichts. Man stört niemand und wird nicht gestört, weil alle wissen: auf dem Fleck steht der Nußknacker, da gehe ich nicht hin, sonst trete ich ihn und er brüllt mich an. Das ist ganz einfach."

„Wenn ich aber doch drauf trete — auf dich natürlich nicht — aber so zum Beispiel überall dahin, wo sonst Nußknacker sind?"

„Das tut niemand, der vernünftig ist. Denn wer vernünftig ist, sitzt auf einem Fleck und rührt sich nicht."

„Ich tu's aber," sagte Alräunchen eigensinnig, „was dann?"

„Dann schnappen alle Nußknacker nach dir."

Alräunchen lachte selig.

„Huh — muß das komisch aussehen!"

„Sei nicht frech, weißt du," sagte der Nußknacker, „das geht über den Zopf, verstehst du, das ist Revolution."

Alräunchen wußte nicht, was Revolution war. Er dachte, es könne nicht schlimm sein, wenn es nur an den Zopf geht. Alräunchen war ein Kind und wußte nicht, wie fest die Köpfe an den Zöpfen hängen und daß es oft Blut kostet, wenn Zöpfe abgeschnitten werden.

„Nein, das ist nichts," fuhr der Nußknacker fort, „du mußt immer auf dem Fleck bleiben, wo man dich hingestellt hat. Das ist die einzig wahre Weisheit."

„Ich möchte in die Ferne," sagte

Alräunchen und sah mit den traurigen Alräunchenaugen in die Abenddämmerung.

„Was ist das — Ferne?“ sagte der Nußknacker mißbilligend, „kannst du die Ferne greifen? Nein. Also ist sie nicht da. Nur der Fleck ist da, auf dem du mit den hölzernen Beinen stehst.“

„Ich sehe die Ferne,“ sagte Alräunchen, „ich sehe viele, viele Fernen — ich möchte zu allen hin. Es muß schön sein. Ich möchte wissen, was dahinter ist . . .“

„Was nützt das?“ sagte der Nußknacker, „kannst du das zerbeißen und ausspucken?“

„Nein,“ sagte Alräunchen etwas kleinlaut.

Denn die Fernen waren sehr, sehr fern, wie ihm schien. Es müßte ein weiter Weg sein, viel weiter, zum Beispiel, als bis zur Stadt, wo Jahrmarkt war zur Johannisnacht. Da konnte man schon nicht zu Fuß hingehen. Jedenfalls war es nicht glaublich. Aber die Fernen, die lagen noch weiter, viel, viel weiter . . .

„Siehst du,“ sagte der Nußknacker be-

friedigt, „bleibe nur immer hübsch auf demselben Fleck. Eine Uniform mußt du auch tragen und einen Zopf, dann siehst du aus wie alle anderen Leute und keiner tritt dich. Das ist die einzig wahre Weisheit."

„Aber sind denn alle auf der Welt Nußknacker?" fragte Alräunchen.

„Natürlich. Was denn sonst?" sagte der Nußknacker und stellte sich besonders gewaltig auf die steifen hölzernen Beine. „Natürlich. Wenigstens die Vernünftigen. Die anderen kommen gar nicht in Frage. Das ist ein großes Glück. Man müßte ja sonst immer weiter vorwärtsgehen und würde geschubst werden. Ich danke! Man müßte ja vom Fleck gehen und der Fleck ist so warm, wenn man immer drauf ist."

Er spuckte die Nußschalen nur so um sich.

„Ich will aber nicht," dachte Alräunchen und sah in die Abenddämmerung, bis dahinaus, wo sie sich in unbestimmten Linien verlor — in der Ferne . . .

# Müffchen

Alräunchen saß beim Kater in der Sonne.

Die beiden hatten sich sehr lieb und waren immer zusammen, wenn der Kater nicht auf dem Mausefang oder sonst beruflich verhindert war.

Er hatte auch Alräunchen in alle Geheimnisse der Tierwelt eingeweiht, soweit er sie kannte und soweit er diese Kenntnis Alräunchen zu vermitteln für richtig hielt. Denn obwohl Alräunchen ein halbes Tier war, so war er doch auch ein Mensch und entwickelte sich mit menschlicher Langsamkeit. Also mußte das alles mit behutsamer Pfote geschehen und eine solche hatte der Kater. Er war überaus klug und selbst unter diesen philosophischen Tieren ein Philosoph. Vor

allem aber hatte er Alräunchen lieb und Liebe führt noch sicherer und besser als Philosophie.

„Ich fühle mich fremd hier," sagte Alräunchen traurig und kraute den Kater hinter dem Ohr.

Der Kater blinzelte mit zugekniffenen Augen in die Sonne.

„Du wirst immer fremd sein," sagte er mitleidig, „du siehst die Natur anders als die Menschen. Du fühlst dich eins mit ihr. Die Menschen glauben, sie stünden drüber. Sie müssen doch zurück zu ihr. Irgendwo führen alle Mauselöcher ins Freie, wenn sie noch so kunstvoll und verzweigt sind. Es ist sportsmäßig ausgedrückt, entschuldige. Aber es ist ganz ähnlich."

Alräunchen sah sehr traurig aus.

„Du mußt dich deswegen nicht grämen," fuhr der Kater fort und schnurrte beruhigend, „du bist ja kein richtiger Mensch."

„Was bin ich denn?" fragte Alräunchen.

„Das weiß ich nicht," sagte der Kater, „wahrscheinlich bist du ein Alräunchen. Ich

weiß auch nicht alles. Nur die Menschen denken, daß sie alles wissen."

„Ich möchte in die Ferne," sagte Alräunchen, „da würde ich es gewiß erfahren. Aber der Nußknacker sagt, es gäbe gar keine Ferne."

„Der Nußknacker ist ein Stück Holz," sagte der Kater.

„Aber er spricht doch und schimpft sogar. Er sagt ‚dummer Junge'. Er zerbeißt Nüsse und spuckt sie aus. Darauf ist er sehr stolz. Er hat eine Uniform," wandte Alräunchen ein.

„Viele Holzstücke haben Uniform," sagte der Kater.

Alräunchen gab weitere Details. „Er streckt die Beine, wenn ich ihn ins Bett stopfe. Es knackt dann. Ich habe es deutlich gehört. Ganz gewiß. Er lebt also. Nicht wahr?"

„Was man Leben nennt, ja," sagte der Kater, „aber es ist eben ein Nußknacker, weiter nichts. Ein Stück Holz, aus dem man eine Figur geschnitzt hat."

„Der Lehrer in der Schule macht es aber ganz ebenso," sagte Alräunchen, „er sagt auch: das gibt's und das gibt's nicht. Wenn man mehr fragt, sagt er auch: dummer Junge! Der ist aber doch kein Nußknacker? Er ist auch nicht von Holz."

Der Kater machte ein arrogantes Gesicht, so arrogant, wie es nur Katzen machen können.

„Man braucht nicht von Holz zu sein, um ein Nußknacker zu sein."

Alräunchen dachte nach.

Seine traurigen Augen waren weit und sehnsüchtig geöffnet. Er faßte die beiden Vorderpfoten des Katers und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Ich habe dich immer sehr lieb gehabt, so lange ich denken kann," sagte er. „Bist du in der Ferne gewesen? Dann sage mir, wie man in die Ferne kommt."

Da verlor sich das Grasegrün in des Katers Augen. Die kleinen Augenschlitze erweiterten sich und die Pupillen wurden dunkel und tief, als lägen lauter Rätsel da-

hinter. Er setzte sich groß und dick vor Alräunchen hin und sagte in feierlich mauendem Ton: „Ich wußte, daß du mich danach fragen würdest. Ich werde es dir sagen. Denn du mußt den Weg in die Ferne gehen, weil deine Augen sie suchen. Man sieht das immer an den Augen — bei meiner Routine natürlich. Bis jetzt durfte ich es dir nicht sagen. Du warst noch nicht reif dazu."

„Ich bin ja auch jetzt noch ein Kind," sagte Alräunchen zweifelnd.

„Kinder finden es oft leichter als Erwachsene," sagte der Kater, „man findet es, wenn man danach sucht. Man ist reif, wenn man danach fragt."

Ein verklärtes Lächeln ging über Alräunchens Gesicht, das blaß war vom Nachdenken.

„In die Ferne kann ich dich nicht führen, die muß man selber suchen," fuhr der Kater fort, „nur den Eingang kennen wir. Es ist ein großes Geheimnis. Die Menschen haben es gewußt. Jetzt haben sie es ver-

lernt. Aber früher, weißt du, in den Isistempeln, als sie uns noch heilig hielten und in allen Geschöpfen den Bruder sahen — da, wo die Pyramiden auf dem gelben Sand stehen und die Palmen in der Sonnenglut — es war ein heiliges Land — da kannten sie das Geheimnis."

„Von dem Land hast du mir erzählt," nickte Alräunchen.

„Jetzt wissen es nur wenige. Die Menschen sagen jetzt, sie stünden drüber. Sie sind Nußknacker. Aber ich weiß es. Ich war auch in dem Land — durch den Eingang, verstehst du. Das Land sieht anders aus jetzt. Aber die Spuren sind noch da, die die bronzenen Menschen in den Wüstensand gruben, die die Katzen liebten und das Geheimnis kannten."

Alräunchen schauerte zusammen.

„Dann lehre mich das Geheimnis," bat er und sah in die klugen Tieraugen wie in einen Tempel.

„Du mußt dich nicht so aufregen," sagte der Kater freundlich, „es ist ganz natürlich.

Die Rätsel liegen nicht darin, sondern dahinter. Wir kennen sie nicht. Das ist das Menschliche in dir, das sich so aufregt. Das gibt sich. Die Menschen sind entwöhnt von allem, was Natur ist. Sie haben sich von ihr getrennt und klammern sich an das, was sie selbst ausgedacht haben. Sie hören die Stimme in sich nicht mehr."

„Ich weiß es," sagte Alräunchen, „aber bitte, sage mir das Geheimnis."

„Sei nicht ungeduldig. Wenn du es kennst, brauchst du noch viel mehr Geduld. Du weißt doch, was Müffchen ist?"

„Ja," sagte Alräunchen etwas enttäuscht, „wenn ihr euch so hinlegt, daß ihr aussieht wie eine Badewanne, und die Pfoten vorn so zusammenlegt, daß es aussieht, wie ein Muff. Das ist Katzensitte, das hab ich von dir gelernt. Aber was soll das? Das sieht niedlich aus. Aber das ist doch kein Geheimnis. Das seh' ich jeden Tag."

„Alle Geheimnisse sind alltäglich. Man weiß es nur nicht. Das Geheimnis ist Müffchen. Die Menschen im heiligen Lande

nannten es Meditation. Du mußt also Müffchen machen — Müffchen."

Der Kater zeigte die Müffchenstellung, obwohl Alräunchen sie kannte.

„Das andere kommt von selbst," erklärte er.

„Ich kann aber nicht richtig Müffchen machen," sagte Alräunchen und versuchte es vergeblich.

„Es muß nur so ähnlich sein," tröstete der Kater, „du brauchst bloß deine Pfoten zu falten, wie du es tust, wenn du abends dein Gebet hersagst."

„Ja, das kann ich," sagte Alräunchen, „und das andere kommt dann von selbst? Dann komme ich also in die Ferne?"

„Nur zum Eingang," belehrte der Kater, „heute abend versuchen wir es beide, wenn du zu Bett gegangen bist. Den Nußknacker mußt du aber in den Schrank einschließen."

Alräunchen war sehr froh.

„Wohin gehen wir zuerst? Ins heilige Land mit den Isistempeln?"

„Nein, sagte der Kater, „ich kann gar keine Verantwortung übernehmen. Erst gehen wir zum Eingang. Das Weitere sagt uns Habakuk."

„Wer ist Habakuk?"

„Ein Waldkauz, mit dem ich befreundet bin, aber nur müsschenweise."

„Also gehen wir zu Habakuk," sagte Alräunchen, „hat er auch solche Laternenaugen wie die Eule im Tierbilderbuch?"

„Ja, die hat er."

„Ich freue mich so und ich danke dir," sagte Alräunchen.

„Du brauchst mir nicht zu danken. Du hast mich lieb gehabt. Auf Wiedersehen am Abend. Ich habe jetzt noch beruflich zu tun."

Der Kater schlich in eine Hecke, wo er etwas rascheln hörte.

— — — — — —

Es war eine ganz stille Nacht in Alräunchens Schlafzimmer. Nur die Atemzüge eines Tieres und eines Menschenkindes waren hörbar, das kein richtiges Menschenkind war. Beider Atemzüge waren schwach

und leise. Es war, als atmeten sie nur wie Pflanzen in nächtlicher Schwüle. Ihre Seelen waren fern.

Der Mond sah mit blassem Gesicht zum Fenster hinein.

Er sah, was er schon vor abertausend Jahren gesehn: Meditation — Müffchen...

# Habakuk

Alräunchen schlief nicht. Aber es war sehr ähnlich, als ob er einschlafen wolle. Ihm war es, als drehe sich ein Rad um ihn, ein großes Rad mit vielen, vielen Speichen. Immer schneller drehte es sich, man konnte schwindlig werden dabei.

Dann stand es still.

Alräunchen war es, als löse sich etwas los von ihm, das frei war, und als bliebe etwas von ihm zurück, das nicht frei war. Aber das, was frei war, war das Eigentliche.

Alräunchen ging auf grünem Waldboden. Er fühlte das weiche Moos deutlich unter seinen Füßen. Die Farnblätter raschelten. Ihre seltsamen Formen regten sich im Winde. Es war dunkel im Walde und doch war es hell. Es war, als leuchteten

alle Gegenstände in sich und hätten jeder sein eigenes Licht. Es war sanft und schwach, aber doch sah man alles deutlicher als im Licht, das von außen auf die Dinge fällt.

Alräunchen sah um sich. Neben ihm ging der Kater.

Sie kamen an einem Nest vorbei. Kleine Flügel lagen reglos im Schlaf unter den Flügeln der Mutter.

„Jetzt sind wir gleich bei Habakuk," sagte der Kater und blieb an einem hohlen Baumstamm stehen.

„Ist Habakuk zu Hause?" fragte er eine Kröte, die am Fuße des Baumes saß.

„Jawohl," sagte die Kröte und kokettierte mit den Augen. Kröten sind voller Warzen, aber sie haben sehr schöne Augen.

„Bitte, melden Sie uns," sagte der Kater von oben herab. Er hielt nichts von quabbeligen Leuten.

Die Kröte, die sich ihrerseits aus alten Katern nichts machte, kokettierte mit Alräunchen. Dann unkte sie etwas in den hohlen Baumstamm hinein. Es war eine

Art Haustelephon, denn gleich darauf erschien Habakuk oben in einem Loch.

Er sah aus wie ein Paket aus Federn, dem man Augen eingesetzt hat. Die Augen glühten.

„Guten Abend," sagte der Kater, „erlaube, daß ich vorstelle: Alräunchen — Habakuk." Er machte eine vollendete Pfotenbewegung.

Das Paket verbeugte sich.

„Alräunchen möchte in die Ferne," sagte der Kater, „er will dich fragen, wie man das am besten macht. Du bist so sehr klug."

Das Paket räusperte sich krächzend.

„Ja, ich möchte in die Ferne," sagte Alräunchen, „ich will auch gerne weit gehen, wenn ich nur weiß, wohin ich gehen soll."

Habakuk sah ihn aus seinen großen Augen lange an.

„So weit wie du willst, bin ich niemals gewesen. So weit, wie du willst, wirst du auch kaum gehen können," sagte er.

„Nimm's mir nicht übel, lieber Habakuk," sagte der Kater, „das sind Eulen-

rufe. Wir glauben auch gar nicht, daß du mit deinen rheumatischen Krallen sehr weit gelaufen bist. Wir wollen Anhaltspunkte, wo man sich einhaken kann. Verstehst du — mau!"

Habakuk warf Alräunchen ein grünes Blatt vor die Füße.

„Was ihr wollt, steht auf allen Blättern zu lesen, den grünen und den verwelkten."

„Ach, bitte, lies es mir vor," bat Alräunchen.

Habakuk kniff die Augen zusammen.

„Eigentlich vorlesen läßt sich das nicht. Der Weg beginnt bei den Schlafenden, steht drauf."

„Er beginnt bei den Schlafenden," wiederholte Alräunchen, „was heißt das?"

„Das weiß ich nicht," sagte Habakuk, „dann führt er zu den Wachenden und von den Wachenden führt er in die Ferne."

„Das verstehe ich nicht," sagte Alräunchen.

„Glaubst du, daß ich es verstehe?" schrie Habakuk empört. „Sonst wäre es doch kein

Geheimnis! Sei froh, daß du das weißt. Was brauchst du mehr zu wissen als eine Eule? So was muß man glauben! Du bist ein dummer Junge!"

Das Paket verschwand wütend.

„Siehst du, er sagt dasselbe, was mir immer gesagt wird," sagte Alräunchen gedrückt.

„Es ist ein unhöflicher Patron," sagte der Kater, „er meint es nicht so. Er hat Rheumatismus."

„Nun werde ich niemals die Ferne finden," sagte Alräunchen traurig.

„Ja, da hilft nun weiter nichts," tröstete der Kater, „es wird schon irgendwie gehen. Wir müssen eben suchen."

„Ja, wir wollen suchen," sagte Alräunchen.

Die Morgendämmerung spann ihre ersten Fäden ins Dunkel.

Die Kröte hatte sich verkrochen. Im Vogelnest regten die Kleinen die Flügel unter den Flügeln der Mutter.

„Suchet, so werdet ihr finden," sagte Alräunchen vor sich hin. Er hatte es in der Schule gelernt, aber er hatte es nicht verstanden. Es war wohl auch ein Geheimnis.

Es war sonderbar, daß es ihm nun so plötzlich einfiel. Am Ende war es das Geheimnis, das in die Ferne führte? . . .

Hatte er es überhaupt gesagt? Ihm war, als sei es nicht seine eigene Stimme gewesen.

Er blickte sich scheu nach allen Seiten um. Es war niemand da.

Nur der Kater trottete neben ihm durch den Morgentau und hob vorsichtig die Pfoten. Es sah sehr komisch aus und Alräunchen mußte lachen.

So glitt Alräunchen ins Menschenleben zurück.

Er wachte in seinem Bett auf.

Die Sonne schien ins Zimmer.

Der Kater saß und leckte sich die Pfoten.

## Alräunchens Gang zu den Schlafenden

Das Rad drehte sich wieder. Dann stand es still.

Alräunchen war ganz klein geworden. Er war mitten in der Erde. Dazu muß man erst ganz klein werden, sonst kann man nicht hinein. Drinnen konnte man ganz schön sehen, obgleich es in der Erde war. Es war ähnlich wie in der Nacht bei Habakuk. Die Dinge leuchteten in sich. Es war, als ob sie aus buntem Glas wären und von innen erleuchtet würden.

Alräunchen stand an einem Stein. Es war ein durchsichtiger Kristall von bläulicher Farbe.

„Mir ist es hier zu tief," sagte der Kater und schnupperte, „ich möchte an die Oberfläche. Da müßten Feldmäuse sein."

Sein Schnurrbart sträubte sich.

Alräunchen hörte nicht hin. Er sah etwas, was er noch nie gesehen hatte. Der Stein bewegte sich. Kaum merklich erst. Jetzt ging es schneller. Der Stein wuchs. Er setzte lauter bläuliche durchsichtige Kristalle an. Einer war dem anderen so gleich, als wären sie in eine Form hineingewachsen, die nicht da war. Alräunchen wollte die Form suchen. Aber er fand sie nicht. Die neuen Kristalle regten sich wieder. Es war, als ob sie atmeten.

Alräunchen kletterte an ihnen hoch. Der Kater folgte. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie oben waren. Sie waren ja jetzt so klein geworden. Dabei war das Ganze nicht größer als der Stein in einem Ring.

Auf den Kristallen lag Erde. Sie war weich und warm. Der Kater scharrte darin mit den Pfoten. Er fand nichts als ein Samenkorn.

„Ich gehe jetzt an die Oberfläche," sagte er. „Die Sache mit dem Stein war ja sehr nett. Aber ich glaube, oben sind Feldmäuse.

Ich höre da so leise trommelnde Schritte. Schade, daß ich hier nur in Meditation bin."

Der Kater verschwand.

Das Trommeln kam aber nicht von oben. Es war hier unten im Samenkorn. Alräunchen hörte es deutlich. Es klopfte leise von innen an die Hülle. Die Hülle spaltete sich und ein schwaches Flämmchen lohte auf. Alräunchen faßte sich ein Herz und tauchte hinein. Er hatte vollauf Platz darin. Er war ja so klein geworden. Das Flämmchen hatte seltsame Formen. Es war eine ganz richtige Zeichnung darin.

Jetzt krochen feine Wurzeln draus hervor und klammerten sich um den Kristall wie schwächliche Ärmchen. Nun hatten sie ihn eingesponnen und hielten sich daran fest. Alräunchen freute sich. Er fand es sehr praktisch.

Mit einem Male wurde er emporgezogen. Er saß wie in einer engen Röhre, durch die noch viele tausend kleine Röhren liefen. Es arbeitete unaufhörlich darin wie in einer großen Wasserleitung. Alräunchen

fühlte, wie er selbst immer stärker und dicker wurde und wie er immer höher gehoben wurde. Es war sehr schön — so, als ob man ganz tief aufatmet und der Druck um einen immer schwächer wird. Nur zog es so sonderbar in den Gliedern.

Dann war er wie in lauter feine Tücher eingewickelt, die kühl waren und nach Rosen dufteten. Alräunchen wunderte sich. Aber er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Er lebte und lebte doch nicht. Er sah auch nichts mehr. Er fühlte nur, daß er da war und daß es ruhig und erholend war.

Da falteten sich die kühlen feinen Tücher auseinander. Die Sonne schien herein und Alräunchen rieb sich die Augen.

„Ich habe geschlafen und geträumt," dachte er.

Alräunchen lag in einer Rose, die sich schaukelte.

Unten am Stamm saß der Kater und schnurrte.

„Ich habe keine Feldmäuse gefunden,"

sagte er. „Ich habe mich doch wohl versehen. Das, was auf so leisen Sohlen ging, war nicht oben, sondern unten."

Alräunchen kletterte vorsichtig auf den Boden hinab.

„Es war alles sehr merkwürdig," sagte er. „Wir wollen nach Hause gehen. Aber es war eigentlich ein recht kurzer Spaziergang."

„Es ist ein sehr weiter Weg," sagte eine Stimme neben ihm, „er erscheint dir nur so kurz, weil du in die Ferne siehst."

Es war dieselbe Stimme, die sprach, als sie von Habakuk gingen in der Dämmerung.

War es seine — war es eines anderen Stimme? Alräunchen wußte es nicht.

Da sah er jemand neben sich gehen. Es war ein stiller, ernster Mann mit guten traurigen Augen, die in die Ferne sahen. Er war sehr einfach gekleidet. Um seinen Kopf war ein Schein von Licht. Alräunchen erschrak gar nicht. Es kam ihm sehr selbstverständlich vor. Er kannte den stillen Begleiter. Er wußte nur nicht, wann er ihn

schon gesehen hatte. Einmal vielleicht, als er in die Ferne gesehn . . .

„Es war der Gang zu den Schlafenden," sagte der stille Begleiter freundlich. „Sie schlafen. Aber sie träumen schon."

Allräunchen nickte und sah zu dem stillen Begleiter auf. Es war sonderbar. Der Mann bewegte die Lippen nicht, wenn er redete. Und doch redete er.

Es war ein Reden in der Stille. Das hatte Allräunchen noch nie gehört. Nun wußte er, daß es das gab.

Er konnte es sich nicht erklären. Aber es beglückte ihn.

## Alräunchens Gang zu den Wachenden

Das Rad drehte sich wieder. Dann stand es still.

„Es ist das Rad des Lebens," sagte der stille Begleiter.

Alräunchen sah ihn vor seinem Bett stehen und freute sich.

„Das ist schön, daß du kommst," sagte er, „ich will es gleich dem Kater sagen."

„Den Kater wollen wir heute in Ruhe lassen," sagte der stille Begleiter und strich dem schlafenden Tier behutsam über das feine Fell. „Heute müssen wir allein gehen. Für deinen Kater ist der Gang zu weit."

„Es ist gewiß der Gang zu den Wachenden, von denen Habakuk erzählte, bevor er wütend wurde," sagte Alräunchen und war sehr neugierig. „Für mich wird es auch ge-

wiß nicht zu weit sein," schloß er eifrig, „denn ich will ja in die Ferne."

Der stille Begleiter lächelte. Es war ein trauriges Lächeln.

„Für dich ist der Weg auch zu weit," sagte er, „wenigstens heute. Ich werde dich nur zum Anfang führen. Später gehst du ihn allein weiter. Er ist sehr mühsam. Stufe um Stufe. Am Ende ist die Ferne. Komm."

Er nahm Alräunchen bei der Hand.

„Dann werde ich die Ferne doch noch sehen?" fragte Alräunchen glücklich.

Der stille Begleiter nickte mit dem Kopf. Es war ein Lichtschein um ihn.

„Einmal wirst du sie sehen," sagte er.

Sie gingen nebeneinander. Es war Wildnis um sie. Es waren Blutspuren in der Wildnis.

Alräunchen freute sich nicht mehr, daß er mitgegangen war.

Ein Raubtier strich an ihnen vorbei. Alräunchen konnte es nicht erkennen. Es war groß und stark und leckte sich hungrig die Schnauze. Seine Augen flackerten. Es

schlich leise auf federnden Sohlen nach Beute. Dann schrie etwas auf, gellend und voller Entsetzen. Das Raubtier heulte siegesfroh im Dickicht.

Alräunchen schauderte und griff nach der Hand dessen, der mit ihm ging.

„Muß das sein?" fragte er angstvoll.

Der stille Begleiter sah zur Seite.

„Es folgt den Blutspuren, die andere vor ihm hinterlassen haben. Es ist eine Stufe. Der Weg, den wir gehen, hat lauter Stufen. Darum ist er so mühsam."

„Ich glaube, mir ist der Weg zu weit," sagte Alräunchen kleinlaut.

Der stille Begleiter faßte die Hand des Kindes ganz fest.

„Du mußt ihn doch gehen, wenn du in die Ferne willst," sagte er. „Aber heute führe ich dich nicht mehr weit. Sonst wirst du zu müde. Man darf nicht müde werden, wenn man den Weg geht."

„Ich will auch nicht müde werden," versprach Alräunchen tapfer, „denn ich will in die Ferne."

Die Wildnis lichtete sich. Sie kamen auf einen Weg. Andere Wege kreuzten ihn. Es standen wenig Blumen am Wegrand. Die Gleise in den Wegen aber waren sehr tief.

In den Gleisen kroch ein Lastwagen. Die Räder knirschten im Sande. Jetzt stockte die Last. Der Führer trieb die müden Klepper an. Sie keuchten und legten sich von neuem ins Joch. Von der anderen Seite her trieb man eine Kuh zum Schlachthof. Sie brüllte klagend nach ihrem Kalb. Das Kalb hörte sie nicht mehr. Es war weit. Das Schlachthaus stand groß und grau in der dicken Nebelluft.

Alräunchen war müde und weinerlich.

„Ich will nach Hause," sagte er.

„Sie fahren immer dieselben Gleise," sagte der stille Begleiter, „sie fahren in den Gleisen, die andere vor ihnen gefahren sind. Die Gleise sind schon zu tief. Es ist eine Stufe."

Sie gingen weiter. Im Straßengraben saß ein alter Mann. Er hatte einen ganz

gekrümmten Rücken. Man sah es deutlich, denn er hatte den Kasten abgenommen, den er sonst auf dem krummen Rücken schleppte. Es war Tand im Kasten. Der alte Mann handelte damit. Er zählte das Geld nach, das er eingenommen hatte. Es war wenig. Aber heute konnte er nicht mehr weiter mit dem Kasten. Es war zu schwer. Der Mann beugte den Rücken noch mehr und hustete. So wie alte Leute husten — schleppend und qualvoll.

„Es sind so wenig Blumen am Wegrand, wo der alte Mann sitzt," sagte Alräunchen.

„Es sind mehr Blumen da," sagte der stille Begleiter freundlich. „Du siehst sie noch nicht. Du wirst sie sehen lernen."

„Sieht der alte Mann sie auch nicht?"

„Er wird sie bald sehen," sagte der stille Begleiter.

„Die Wege gehen so durcheinander," sagte Alräunchen, „ich wüßte nicht, welchen ich gehn sollte. Es war schöner bei den Schlafenden als bei den Wachenden."

„Sie wachen. Aber sie sehen noch nicht. Darum gehn ihre Wege durcheinander. Es sind Irrwege. Sie drehn sich im Kreise um sich selbst in den alten Gleisen. Die Wege führen alle auf eine große Straße. Wenige finden sie."

„Es ist auch zu dunkel," sagte Alräunchen.

„Man muß im Dunkel gehn, um die Sterne zu sehen," sagte der stille Begleiter.

„Ich will die Straße finden," sagte Alräunchen.

Der Schein um das Haupt des stillen Begleiters wurde ganz hell und licht.

„Du wirst sie finden," sagte er, „dies ist nur der Anfang. Weiter mußt du allein gehen."

Alräunchen wurde es schwindlig.

Das Rad des Lebens drehte sich wirr und wild.

— — — — — —

Als Alräunchen am Morgen erwachte, war er müde. So müde, wie er noch nie gewesen war.

## Ein Ende, das nur ein Anfang ist

Alräunchen war vom Lande in die Stadt gekommen. Er sollte eine höhere Schule besuchen. Es war die Stadt, wo zum Johannisfest Jahrmarkt war. Alräunchen kam es vor, als sei immer Jahrmarkt in der Stadt, bunt und laut und lärmend. Er sehnte sich nach dem Kater.

Eines Tages teilte man ihm mit, daß der Kater gestorben wäre. Man sagte es schonend und vorsichtig. Man wußte nun schon, daß Alräunchen kein normales Menschenkind war. Alräunchen ging auf sein Zimmer und weinte. Er weinte bitterlich, denn es war der erste große Schmerz seines Lebens, und Alräunchen war ein Kind.

Alräunchen wußte damals noch nicht, daß er immer ein Kind bleiben würde. Sonst hätte er noch viel bitterlicher geweint.

Alräunchen weinte. Der Jahrmarkt des Lebens versank vor ihm und es war still um ihn wie früher, als er Müffchen machte mit dem Geschöpf, um das er weinte. Es war ganz still. Nur sein Herz schlug hörbar.

„Ich möchte noch einmal meinen Kater sehn," sagte Alräunchen. Aber er sagte es lautlos. Es war ein Reden in der Stille. Das konnte er nun. Es ist sehr viel, wenn man das kann.

Da stand der stille Begleiter neben ihm und legte ihm die Hand auf die Augen.

Alräunchen war es, als sähe er die ganze Erde umsponnen mit einem Netz von Wegen. Es waren die Irrwege. Er erkannte sie deutlich wieder. So viele irrten in dem Netz, es war nicht zu übersehen.

Mitten hindurch aber zog sich eine breite Straße, so klar und deutlich, daß man sich sehr wundern mußte, daß niemand sie sah. Es waren nur wenige auf der Straße.

„Das ist die Straße des Erbarmens," sagte der stille Begleiter, „nun siehst du in

die Ferne, weil du durch Tränen gesehen hast."

Jetzt sah Alräunchen den Kater auf der großen Straße gehen. Er erkannte ihn genau. Nur sein Fell erschien ihm lichter und es war ein fremder Schein um ihn.

Am Ende der Straße stand eine Brücke. Die war das Schönste, was Alräunchen je gesehn hatte. Aber man konnte nicht erkennen, wohin sie führte. Sie verschwand im Licht.

Alräunchen sah den Kater auf der Brücke. Dann sah er ihn nicht mehr. Das Licht hatte ihn aufgenommen.

Da begriff Alräunchen, was er bisher nur geahnt hatte — die Heiligkeit des Geschöpfes.

Und er wußte, welche Straße er gehen würde. Er wußte auch, daß er sehr, sehr einsam sein würde auf diesem Weg.

Denn die Straße des Erbarmens ist menschenarm.

Alräunchen barg den Kopf in den Händen. Ihm graute vor seinem Leben.

„Du wirst doch nie ganz allein sein," sagte der stille Begleiter.

Es ist kein Ende.

Es ist nur ein Anfang.

Es ist ein kleiner Anfang.

Aber es ist ein Aufstieg.

In der Ferne des Weges steht die Brücke im Licht.

# WERKE VON MANFRED KYBER

## IM SELBEN VERLAG:

**Meister Mathias,** dramatisches Gedicht. Uraufführung am Kgl. Schauspielhaus Berlin 1908. 2. Auflage

**Der Schmied vom Eiland.** Gedichte. 3. Auflage

**Halbmast geflaggt,** Nordische Geschichten. 2. Auflage

**Unter Tieren.** 71. bis 80. Tausend

**Drei Mysterien.** (Der Stern von Juda — Die neunte Stunde — Der Kelch von Avalon.) 2. Auflage

**Genius astri.** 33 Dichtungen. 4. und 5. Tausend

**Märchen.** 21. bis 26. Tausend. Ausgabe ohne Bilder und Ausgabe mit Illustrationen von O. Poetzelberger

**Das wandernde Seelchen. / Der Tod und das kleine Mädchen.** Zwei Märchenspiele. Uraufführung am Stadttheater Rostock 1922. 2. Auflage

**Grotesken.** 6. bis 10. Tausend

**Küstenfeuer.** Drama. 2. Auflage

**Der Königsgaukler,** ein indisches Märchen. 6. bis 10. Tausend

**Stilles Land,** Gedichte

*BERLINER MORGENPOST, BERLIN*
Der Geist dieser Märchen ist der Geist der Güte und Liebe zu allen Geschöpfen und Dingen, der alles — selbst Schwäche, Torheit, Leid und Tod — licht und leuchtend macht.

*DÜSSELDORFER TAGEBLATT, DÜSSELDORF*
Da ist alles schillernde, frohe und lachende Farbe, geistvolles und duftiges Leben zugleich, mag nun der Stil in seiner köstlich kindlichen Plauderart oder der wertvolle Gedankeninhalt zuerst in Betracht gezogen werden. Theodor Etzel beurteilt Kyber als den, der dem deutschen Volke sein modernes Märchen beschert habe. Er sagt kaum zuviel Lobes damit. Unstreitig dürfen seine Märchen zu unserem besten Literaturgut gerechnet werden.

*MANNHEIMER GENERAL-ANZEIGER, MANNHEIM*
Was Kybers Märchen von anderen vorteilhaft unterscheidet, ist seine glänzende Erzählerkunst, die feine Darstellungsgabe, wie seine reiche Phantasie, die ihn zu einem der besten Märchenschreiber stempelt. Wir sind überzeugt, dass Kybers Märchen bald Gemeingut des deutschen Volkes sein werden.

*SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, STUTTGART*
Unserer nur aufs Äussere gestellten Zeit tut solch innerliches Werk not. Gerade den Erwachsenen, die angewidert sind von dem Gebaren der Umwelt, geht bei diesen Märchen der tiefe erzieherische Sinn auf und man empfindet schmerzlich, welchen Reichtum der kindlichen Vorstellungswelt wir uns so klug Dünkende doch entbehren. Wir kommen wieder in ein neues, aber innigeres Verhältnis zur Schöpfung.

*SAALE-ZEITUNG, HALLE A. SAALE*
Man mag durch diese ungekünstelt einfachen und doch so sprühend farbigen und duftigen Wunderblüten hie und da wohl an die kindlich heiteren und rührenden Märchen des Volksmundes erinnert werden, vor allem auch an des freundlichen Andersen Zauberkraft — aber Kybers unvergleichlich liebenswürdige Kunst bietet grössere Fülle und tiefere Innigkeit, weil sie, alle alten und ewigen Erfordernisse und Vorzüge achtend und einend, aus dem Gefühlsborn der Gegenwart erblüht ist.

*MITTELDEUTSCHE ZEITUNG, ERFURT*
Manfred Kyber, dessen tiefgründige, von heimlichem Lächeln, von der feinen kleinen, nie verletzenden und doch so prickelnden

Bosheit des Weisen glitzernde Geschichtlein ‚Unter Tieren' weite Kreise sich zu Freunden gemacht haben, schenkt hier dem deutschen Volke ein Märchenbuch, das Märchenbuch der neuen Zeit, das sich neben Grimmschen Volksmärchen, neben Andersen Kunstmärchen seinen Platz erobern wird. Die innige Liebe zur Natur, die aus jedem echten Märchen spricht, die den Tieren menschlichen Geist, den Dingen lebendigen Odem leiht, schlägt hier mit feinem silbernem Hammerschlag an lauschende Menschenherzen — und am Ende des Büchleins ist es, als wenn man aus einem tiefen klaren Quell gestiegen ist. Man kehrt immer wieder zu ihm zurück, denn es ist der Quell der Güte, der allebendigen Liebe, der ewigen Wiederkehr, der aus den Sonnenaugen dieses Dichters rinnt.

*SCHWÄBISCHER MERKUR, STUTTGART*
Kyber hat sich besonders durch seine Märchen einen Namen gemacht, die einen ganz eigenartigen Dichter von echter Naturverbundenheit, reicher Phantasie, gütigem Wesen und zugleich scharfem Geist und schlagender Sprache als Schöpfer voraussetzen. Bald in heiterem Spiel, bald in zugespitzter Satire, bald in einer an den heiligen Franz oder die Inder anklingenden Allbeseelung wirken sie immer gleich stark und eigenwüchsig.

*ULMER TAGBLATT, ULM A. DONAU*
Als Manfred Kyber vor Jahren einige wenige erste Märchengeschichten veröffentlichte, sprach die Kritik begeistert und zuversichtlich die Hoffnung aus, dass dieser berufene Dichter dem deutschen Volke das moderne Märchen bescheren werde. Das mit so hoher Erwartung vorgeahnte Buch liegt nun vor: ein unerschöpflich reicher Schatz – mögen ihn viele Tausende entdecken und geniessen, sich selbst zur Freude, dem Dichter zum Dank!

*STUTTGARTER NEUES TAGBLATT, STUTTGART*
Man denkt manchmal an Andersen, mit dem Kyber die schlichte sinnige Art einer Poetisierung des Kleinen und die leise liebenswürdige Ironie gemeinsam hat.

*THEODOR ETZEL IN „DIE LESE" STUTTGART*
Dass das Buch von der Kritik einmütig als ein Meisterwerk eigener Art anerkannt wurde und zugleich auch einen auffallend starken Erfolg hatte, ist ein schöner Beweis dafür, dass vom heutigen Lesepublikum das wahrhaft Gute nicht immer erst nach

des Dichters Tod gewürdigt wird. Das Buch enthält mehr als stofflich und dichterisch reizvolle Tiergeschichten, es enthält und gibt wahre Güte, wahre Liebe, wahres Mitgefühl und andererseits so köstlich liebenswürdige und eben darum gar eindringliche Abmahnung von aller Eitelkeit und Kleinlichkeit und Niedrigkeit.

*BERLINER MORGENPOST, BERLIN*
Der vornehmlich durch sein Drama „Meister Mathias" uns bekannte Verfasser hat sich in diesem Werk mit grosser Liebe der Tiere angenommen. Diese Reihe ergötzlicher Tiergeschichten malen mit einer Anschaulichkeit vorzüglich beobachtete Lebensereignisse der Tiere, dass man glaubt, man habe Menschen vor sich. Und das ist gerade, was der Dichter erreichen will. Es ist ein graziös geschriebenes Buch, das dem Leser nicht nur Stoff zum Lachen gibt, sondern auch einen nicht zu unterschätzenden ethischen Wert hat.

*BERLINER ZEITUNG AM MITTAG, BERLIN*
Ein origineller Humor erfüllt Manfred Kybers neues Buch „Unter Tieren". Der Verfasser sagt in seinem Vorwort: „Tiere haben ihre Tragik und ihre Komik wie wir — um ein Geschöpf zu verstehen, muss man in ihm den Bruder sehn." Aus diesem Verständnis heraus sind die kleinen Skizzen entstanden, die mit feiner Satire an Menschliches, Allzumenschliches rühren. Meisterhaft sind die modernen Tierfabeln in Idee und Ausführung.

*LITERARISCH. ZENTRALBLATT FÜR DEUTSCHLAND*
Manfred Kyber ist ein Meister des modernen Märchens. Das hat er auch in seinem neuesten Buch „Unter Tieren" bewiesen. Ein prächtiges Buch, das viel Verständnis, viel warm Empfundenes, viel Geistreiches und fein Satirisches enthält. Manche der kurzen Skizzen von den Taten und Meinungen der Tiere sind köstliche kleine Kabinettstücke.

*WIESBADENER TAGEBLATT, WIESBADEN*
Was Grandvilles Tierzeichnungen einst so ergötzlich ausdrückten, ist hier in Worte gefasst.

*GENERAL-ANZEIGER DER BADISCHEN NEUESTEN NACHRICHTEN, MANNHEIM*
Das Buch ist eine Originalität, es sind reizende humorvolle Geschichten, eine ergötzlicher geschrieben wie die andere.